

3 ANALYSEANSÄTZE UND ANALYSEN

3.1 Analyse eines wissenschaftlichen Textes: funktionalstilistisch

ANALYSETEXT:

5. Zusammenfassung

(1) Um zwischen verschiedenen Individuen Verständigung herzustellen, ist von den Kommunizierenden ein Anteil an Arbeit zu leisten, der für den Sprecher u. a. darin besteht, seine Äußerungen in einer spezifischen, den Verstehensprozessen des Hörers angepaßten Weise zu ordnen. (2) Die dadurch entstehende Strukturierung hängt mit der grundsätzlichen Vagheit der natürlichen Sprache zusammen; eine Eigenschaft, die es ermöglicht, die Sprache mit verschiedenen – den jeweiligen kommunikativen Bedürfnissen entsprechenden – Genauigkeitsgraden zu handhaben. (3) Einerseits macht diese Vagheit den Kommunikationsprozeß überhaupt erst möglich, andererseits ist durch sie die potentielle Gefahr von Verständigungsproblemen und Kommunikationsstörungen latent immer vorhanden.

(4) Die Konsequenzen, die sich aus dieser Eigenschaft für den Kommunikationsprozeß ergeben, bestehen darin, dass die in der Kommunikation ausgetauschten Informationen in einer spezifischen Weise repräsentiert und geordnet werden müssen, um diese Vagheit in einem gewissen Maße zu reduzieren. (5) Texte lassen sich in ihrer linearen Abfolge auch unter dem Aspekt dieser Einschränkung von Vagheit erfassen.

(6) Vagheitsreduzierung hat unmittelbar mit der Herstellung und Sicherung der Verständigung zu tun, und diese Aufgabe hat notwendigerweise Priorität gegenüber anderen Dingen in der Kommunikation, deshalb ist die Reduzierung von Vagheit als ein grundlegendes Organisationsprinzip der sprachlichen Kommunikation anzusehen.

(M. Elstermann (1987): Vagheitsreduzierung als ein grundlegendes Organisationsprinzip der sprachlichen Kommunikation. In: Linguistische Studien. A. 158. Berlin, S. 24-45)

In diesem Beitrag soll ein Text des Funktionalstils der Wissenschaften mithilfe der Kategorien, die die Funktionalstilistik zur Verfügung stellt – ‚Hauptzüge eines Funktionalstils‘, ‚Stilzug‘, ‚Stilelement‘ –, untersucht werden (vgl. 1.3.2.1). Es handelt sich bei dem zu untersuchenden Text um die Zusammenfassung eines wissenschaftlichen Aufsatzes. Der Status der ‚Zusammenfassung‘ als Textsorte ist bisher nicht abschließend geklärt. So weist GÖPFERICH (1995, 3) auf die Schwierigkeiten hin, die bis jetzt bei der Beschreibung von Einzeltextsorten auch im fachsprachlichen Bereich bestehen.

Zum Beispiel sind die Analyse Kriterien uneinheitlich, und Textsorten werden bei der Beschreibung nicht zueinander in Beziehung gesetzt. Die Frage, ob die Zusammenfassung, die sich ja immer auf einen vorgängigen Text beziehen muss, den Status einer eigenen Textsorte hat, ob Zusammenfassungen also als eigenständige Texte gelten können, ist noch offen. Für unsere Zwecke ist eine endgültige Klärung dieses Problems jedoch auch gar nicht nötig. Es genügt, wenn wir uns bewusst machen, dass es immer einen Vorgängertext geben muss, auf den sich die Zusammenfassung inhaltlich bezieht, und dass es formale Übereinstimmungen zwischen Vorgängertext, „Primärtextsorte“ (GÖPFERICH 1995, 124) und Folgetext, „Sekundärtextsorte“ (ebd.) geben kann. Fest steht auf jeden Fall, dass die Zusammenfassung in relativ eigenständiger Funktion auftreten kann, z. B. als Klappen- oder Rückentext eines Buches oder als Werbetext in einem Verlagskatalog. Sie muss für sich allein – ohne Kenntnis des Vortextes – verständlich sein. Darin kann unter den oben genannten Umständen (Werbung) sogar ihr Sinn liegen. Dies berechtigt uns, die Analyse der Zusammenfassung im Wesentlichen ohne Rückgriff auf den Primärtext vorzunehmen. Wir betrachten sie als eigenständigen Text, der aus sich heraus verstanden werden muss und als Einheit analysiert werden kann. Folgen wir der Textsortentypologie von GÖPFERICH (1995, 123 ff.), so gehört die Zusammenfassung (eines wissenschaftlichen Aufsatzes) zu fortschrittsorientiert-aktualisierenden Sekundärtexten, zu denen GÖPFERICH z. B. auch Abstract und Rezension rechnet.

„Die kommunikative Funktion von *fortschrittsorientiert-aktualisierenden Texten* besteht in der Informationsvermittlung zum Zwecke der Vorantreibung von Wissenschaft und Technik. Bei den Informationen handelt es sich also stets um neue Forschungsergebnisse und Erkenntnisse, die auch in der (Neu)Evaluierung von bereits Bekanntem bestehen können.“ (ebd., 125)

Dass derselbe Gegenstand für einen anderen Leserkreis auch als publizistisch aufbereiteter, als Lehrbuchtext oder als Interesse weckender populärwissenschaftlicher Text angelegt sein kann, stellt GÖPFERICH (ebd., 125 ff.) dar. Die Stilelemente und Stilzüge werden sich entsprechend unterscheiden.

Dieses Wissen erlaubt uns nun, zur Betrachtung des Funktionalstils überzugehen. In dem Zusammenhang muss darauf hingewiesen werden, dass ich im Vergleich zu meinen Ausführungen in 1.3.2.1 den umgekehrten Weg gehe. Hier setze ich mit meinen Überlegungen an der Textsorte an, dort habe ich die Beschreibung der Textsorten als mögliche Fortsetzung der Funktionalstilistik angeführt. Dass die Textsorte selbst hier am Anfang steht, hat mit ihrem problematischen Status zu tun, der erst beschrieben werden musste. Der Ansatz der Analyse selbst liegt aber dann doch bei der Kategorie des Funktionalstils.

Es handelt sich bei dem vorliegenden Text, der den Namen der Textsorte gleichsam als Überschrift trägt, um einen wissenschaftlichen Text. Wir haben es also mit dem Funktionalstil der Wissenschaften zu tun. Dieser wird bei FLEISCHER und MICHEL (1975) vor dem Hintergrund der „gesellschaftlichen Verhältnisse und [der] Tätigkeit des Menschen“ als Teil des „funktionalen Stiltyps der Sachprosa“ (ebd., 246) bezeichnet, der wiederum nach der Dominanz von Erkenntnisvermittlung und Erkenntnisfindung auf der einen und Verhaltenssteuerung auf der anderen Seite unterteilt wird in den funktionalen Stiltyp der Wissenschaft und in den der Direktive. Die Rede ist auch, wenn es um den funktionalen Stiltyp der Wissenschaft geht, vom „Kommunikationsbereich der Wissenschaft“ (ebd., 246) oder vom „wissenschaftlichen Funktionalstil“ (ebd., 251) bzw. vom Stil der Wissenschaft (MICHEL 1983, 486). Dass die Einteilung in Funktionalstile zu grob ist und auf die Beschreibung „gattungs- und situationsbedingter Faktoren“ ausgedehnt werden muss, bleibt bei FLEISCHER und MICHEL nicht unerwähnt (ebd., 251). Wir werden aber nun versuchen, mit dem Angebot an Kategorien der Funktionalstilistik auszukommen, um uns ein Bild von deren Möglichkeiten zu machen. Und es wird sich zeigen, dass man damit bereits wichtige funktionsbezogene Stilelemente und Stilzüge des Textes erfassen kann.

Das wichtigste Kriterium, das der Zuordnung zu diesem Funktionalstilbereich dient, kennen wir bereits: Erkenntnisvermittlung. Wir können es noch differenzieren:

„In wissenschaftlichen Texten dominiert das Streben nach Vermittlung von Erkenntnissen (sei es gesicherte Tatsachen, die Erörterung von Hypothesen, die Darlegung von Beweisen). Dabei geht es um Verallgemeinerungen über den konkreten Einzelfall hinaus.“ (ebd., 260)

Zweifelloos ist wissenschaftliches Schreiben, zumindest im Bereich der Geisteswissenschaften, auch ein Akt, der zu neuen Erkenntnissen führt. Nicht alles, was man in einem wissenschaftlichen Aufsatz festhält, war zuvor schon im Kopf da. Es formierte sich als Denkinhalt im Verlauf des Formulierens.

Es sollen nun zunächst die Stilzüge zusammengetragen werden, die nach der Erkenntnis der Funktionalstilistik in wissenschaftlichen Texten dominieren.

RIESEL (1959, 427 ff.) führt **Sachlichkeit, Logik, Klarheit** und **Fassbarkeit** als wesentliche Stilzüge wissenschaftlicher Texte an. Mit Logik ist hier natürlich nicht die strenge formale Logik gemeint, sondern das, was wir auch Folgerichtigkeit in der Entwicklung von Gedanken nennen. In der 1975 vorgelegten Stilistik differenzieren RIESEL und SCHENDELS die Stilzüge weit mehr. Sie gehen davon aus, dass wissenschaftliche Texte objektive Darstellungen sein müssen, die bestimmt sind von **Logik** im oben beschriebenen Sinne und von deren Teilfaktoren **Klarheit, Sachlichkeit, Genauigkeit, Folgerichtigkeit** und **Abstraktheit**. Wissenschaftliche Texte können aber auch im Dienste polemischer Auseinandersetzung mit anderen Meinungen stehen, und dann sind Stilzüge wie **Expressivität** und **Emotionalität** nicht ausgeschlossen.

Bildhafte Ausdrücke, deren direkte Wortbedeutung uns etwas anschaulich macht – z. B. *Aussagen extrem verdichten* (statt *komprimieren*), *syntaktisches Ungefähr* (statt *Vagheit*) –, bildliche, im übertragenen Sinn verwendete Wörter – *schwankende Bedeutung* (statt *Vagheit*), *hintergründig* (statt *implizit*) kann man in beiden Arten wissenschaftlicher Texte finden: in objektiven Texten als Mittel der Erkenntnisfindung (z. B. Metaphern), in polemischen Texten als wirkungssteigernde Mittel.

Bei FLEISCHER/MICHEL (1975, 260 ff.) finden wir die Stilzüge **Abstraktion, Objektivität, Rationalität (Dichte), Genauigkeit und Differenzierung der Aussagen nach Bestimmtheitsgrad (Modalität)**. **Expressivität** gilt als Stilzug nur dann, wenn bestimmte Wirkungen beabsichtigt sind (Überzeugen z. B.). Der Stilzug der **Unpersönlichkeit**, der traditionell in deutschen Wissenschaftstexten und im Bewusstsein der Wissenschaftler immer noch eine große Rolle spielt, wird von FLEISCHER und MICHEL nur eingeschränkt akzeptiert (ebd., 263 f.), andererseits nennen sie „die Bevorzugung des unpersönlichen Ausdrucks“ (ebd., 252) an anderer Stelle aber auch uneingeschränkt als Merkmal wissenschaftlicher Texte.

Die Situation der Kommunikation und die Kommunikationsform spielen bei der funktionalstilistischen Betrachtung ebenfalls eine, wenn auch in ihren Ausführungen nicht so stark im Vordergrund stehende Rolle. Die situativen Gegebenheiten werden unter dem Stichwort ‚Determinanten des Stils‘ (ebd., 54) angeführt: Sprecher/Schreiber, Hörer/Leser, das sprachliche Zeichensystem, der Mitteilungsgegenstand, der Verständigungsweg (mündlich oder schriftlich), die Verständigungsart (monologisch oder dialogisch), die Verständigungssituation (gesellschaftliche Sphäre und spezielle Begleitumstände).

Ohne darauf weiter eingehen zu müssen – denn aus der Soziolinguistik sind die Faktoren des Kommunikationsmodells ja bekannt – kann geschlussfolgert werden, dass diese Faktoren in den verschiedenen Funktionalstilen verschieden beschaffen sein werden und die sprachliche Ausführung dementsprechend funktionalstiltypisch ausfallen wird.

Eine weitere Aufgabe nach der Ermittlung derjenigen Stilzüge, die für einen Funktionaltyp dominierend sind, besteht in der Feststellung der innerhalb eines Funktionalstils für die jeweiligen Stilzüge dominierenden Stilelemente. Für den Funktionalstil der Wissenschaften werden vor allem folgende angeführt, die durchaus jeweils an der Konstituierung mehrerer Stilzüge beteiligt sein können. Es werden im Folgenden die Stilzüge mit einigen für sie typischen Stilelementen aufgezählt:

Abstraktheit (im Sinne von Darstellung gedanklichen Gehalts ohne sinnliche Anschauung und Darstellung von Verallgemeinertem unter Absehung von Einzelfällen): Dazu gehören selbstverständlich abstrakte Substantive, deren Wesen es ist, nichtgegenständliche Erscheinungen zu bezeichnen, wie z. B. *Erkenntnis, Problem, Fragestellung*. Dazu gehören aber auch Termini, da sie

verallgemeinern und von unwesentlichen Merkmalen absehen, z. B. *Texttyp, kognitionslinguistisch, Abstraktum*. Funktionsverbgefüge wie *zum Abschluss bringen* statt *abschließen*, *in Erwägung ziehen* statt *erwägen*, eine *Problemlösung vollziehen* statt ein Problem *lösen* kann man auch dazu zählen, weil bei ihrem Gebrauch auf die Benennung der handelnden Person und damit auf die anschauliche Vorstellung von ihr verzichtet werden kann und weil aussagekräftige Verben wegfallen. Für den Stilzug der Abstraktheit kann auch das Fehlen von Elementen – wie etwa differenzierender Attribute und anschaulicher Wörter – von Bedeutung sein.

Objektivität (Darstellung ohne Stellungnahme des Textproduzenten): alle Mittel unpersönlicher Ausdrucksweise wie Funktionsverbgefüge (s. o.), Sätze mit einem sachlichen Subjekt (und einem persönlichen Dativobjekt): *Das Argument ist nicht stichhaltig. Das Argument leuchtet der Verfasserin nicht ein*, Vermeidung der ersten Person: *Verfasser meint, dass*, Gebrauch des Indefinitpronomens *man*: *Man muss sich nun folgende Frage stellen ...*, modale Infinitive: *zu untersuchen sein, zu berücksichtigen haben*, Passivkonstruktionen: *das Problem wird in Angriff genommen*.

Sachlichkeit (Darstellung ohne Wertung): überwiegend Verzicht auf Mittel der Emotionalität und Expressivität, nur in Fällen, wo eine Aussage relativiert werden soll, Verwendung von Mitteln, die dem Ausdruck von subjektiven Einstellungen dienen, dann aber in knapper und neutraler Form, *nach meiner Auffassung, nach Meinung des Verfassers, meines Erachtens, m. E., soweit ich sehen kann ...*

Differenzierung nach Bestimmtheitsgrad der Aussage (s. o.): Mittel, die dem Ausdruck von Modalität dienen, z. B. *es ist anzunehmen, vermutlich, in der Regel, kann man mit Einschränkung sagen, es ist nicht sicher, eventuell*.

Folgerichtigkeit: Mittel zum Ausdruck von Kausalität und Finalität: z. B. Konjunktionen wie *weil, sodass, um zu*, Adverbien wie *dann, darauf, deshalb*, Tempusstruktur des Textes, Wendungen wie *aus diesem Grunde, nicht zuletzt deshalb, weil*. Mittel der Gliederung des Textes: z. B. Kapitel- und Abschnitteinteilung, Nummerierung. Auch lexikalische Mittel wie *einerseits – andererseits* im mikrostrukturellen Bereich – oder die Formulierung von Überschriften im makrostrukturellen Bereich, die der Verdeutlichung halber oft analog gebaut sind: z. B. *1. Die Einheit des Satzes, 2. Die Einheit des Textes, 3. Die Einheit eines Textverbundes*.

Klarheit: z. B. Termini, da sie eindeutig sind (s. o.), Gliederung, da sie eine Übersicht vermittelt, Mittel der Folgerichtigkeit (s. o.), da sie eine Gedankenentwicklung zeigen.

Genauigkeit: z. B. Termini (s. o.), Fachwort, Arbeit mit authentischen Texten wie z. B. Zitate, Belege (die immer nachgewiesen sein müssen).

Dichte: z. B. Mittel der Nominalisierung wie Funktionsverbgefüge (s. o.), Gebrauch deverbaler Substantive, z. B. der Derivate auf *-ung*, alle Mittel der syntaktischen Verdichtung, z. B. durch komplizierte, in sich gestaffelte Satzstrukturen, nominale Rahmen.

Unpersönlichkeit: alle Mittel, die geeignet sind, die Nennung des Textproduzenten zu vermeiden (s. o. **Objektivität, Sachlichkeit**) oder auch Verzicht auf die mögliche Anrede der adressierten Personen *Der Leser wird sich fragen, es wird darauf hingewiesen, Gegenargumente lassen sich entkräften ...*

Wie sieht vor dem Hintergrund der eben aufgezählten Dominanzen die Struktur und Form unseres Textes aus? Zunächst müssen wir uns bewusst machen, dass dies ein symmetrischer Text ist, das heißt, dass Textproduzent und Textrezipient auf derselben Stufe stehen, hier bezogen auf die Wissensvoraussetzungen. Beide müssen wissenschaftlich gebildet sein. Daran misst sich nämlich, was unter Klarheit verstanden wird, und damit ist die Dichte der Darstellung z. B. zu begründen. Der Leser bringt die Voraussetzungen mit, die die Lektüre des Textes zu einem „normalen“ (nicht zu schwierigen) Rezeptionsvorgang machen. Auch der Verständigungsweg ist hier von Bedeutung. Die Dichte der Darstellung, wie wir sie – das unterstelle ich hier einmal – in diesem Text finden, ist nur in schriftlichen Texten, da sie eine wiederholte Lektüre erlauben, möglich.

Welche Stilmittel werden nun in diesem Text zur Hervorbringung welcher Stilzüge verwendet? Bereits bei der ersten Lektüre stellt man fest, dass dies ein dichter Text ist; denn man muss, wenn man den Text verstehen will, zunächst einmal die komplizierten Satzkonstruktionen in ihren syntaktischen Bezügen und Abhängigkeiten und in ihrer inhaltlichen Staffelung erkennen. Die Folgerichtigkeit des Textes erschließt sich bei dieser Gelegenheit möglicherweise gleich mit. Schnell wird man durch die Termini und Fachwörter auch auf die Genauigkeit und die Abstraktheit des Textes aufmerksam werden. Sachlichkeit, Verzicht auf emotionale und expressive Ausdrücke, unpersönliche Darstellung sind Züge des Textes, die möglicherweise erst bei der genauen Analyse auffallen.

Die Dichte des Textes zeigt sich bei der Satzanalyse. Als Beispiel kann Satz (1) gelten:

- (1) Um zwischen den verschiedenen Individuen Verständigung herzustellen, ist von den Kommunizierenden ein Anteil an Arbeit zu leisten, der für den Sprecher u. a. darin besteht, seine Äußerungen in einer spezifischen, den Verstehensprozeß des Hörers angepaßten Weise zu ordnen.

Dieser Satz ist eine Periode, in der der Hauptsatz *ist von den Kommunizierenden ein Anteil an Arbeit zu leisten* eingerahmt wird von einer vorangestellten Infinitivkonstruktion *um zwischen ... herzustellen* und einem folgenden Relativsatz *der für den Sprecher u. a. darin besteht*, an den sich wiederum eine erweiterte Infinitivkonstruktion anschließt *seine Äußerungen ... zu ordnen*. Während der Hauptsatz die Handlung des Feststellens vollzieht, drückt die vorangestellte Infinitivkonstruktion mit *zu* Finalität aus, der Relativsatz hat attributivischen Charakter und expliziert das im Hauptsatz Festgestellte zusammen mit der folgenden Infinitivkonstruktion. Ausdruck von Kausalität im weiteren Sinne. Feststellen und Explizieren werden im Zusammenhang einer einzigen komplexen Satzkonstruktion, also auf engstem Raum vollzogen. Dieses Prinzip setzt sich über den Text hinweg fort und ist Ausdruck der Dichte des Textes. Zugleich ist die Anordnung vom inhaltlichen Gesichtspunkt her ein Beispiel für gedankliche Folgerichtigkeit. Ziel, Feststellen, Explizieren ergeben sich folgerichtig auseinander. Die Gliederung des Textes in drei Abschnitte mit den Akzentuierungen 1. Beschreibung und Erklärung von *Vagheit*, 2. Konsequenzen und 3. abschließende Feststellung ist ebenfalls Mittel zur Herstellung von Folgerichtigkeit.

Zum Ausdruck von Dichte wie von Klarheit und Genauigkeit dient die wiederholte Verwendung von Termini wie *Sprecher, Hörer, Verstehensprozeß, Kommunikationsprozeß, Kommunikationsstörung* usw. Dass die Verwendung von Termini Klarheit nur dann bewirkt, wenn die Rezipienten über dieselben Wissensvoraussetzungen verfügen, liegt auf der Hand. Nicht jeder Leser wird z. B. bei dem Wort *Vagheit* über das terminologische Wissen verfügen, das diesen Ausdruck als Fall semantischer Unbestimmtheit, Unschärfe der Bedeutung definiert, der nur im Kontext einen eindeutigen Wahrheitswert zugeschrieben bekommen kann. Im Falle der Sekundärtextsorte ‚Zusammenfassung‘ kann man freilich damit rechnen, dass die Rezipienten im Laufe der Lektüre des Primärtextes das nötige terminologische Wissen vermittelt bekommen haben. Der Rückgriff auf eine ganze Reihe abstrakter Wörter dient dem Ausdruck des Verallgemeinernden der Gedankengänge, d. h. es wird vom Nichtwesentlichen, von Einzelfällen abgesehen und auf Anschauung kein Wert gelegt. Nichtterminologische Abstrakta des Textes sind in diesem Kontext¹ z. B. die Substantive und Wortgruppen *Anteil an Arbeit, spezifische, angepasste Weise, Strukturierung, Eigenschaft, Bedürfnis, Genauigkeit, Konsequenzen* und die Adjektive *verschieden, spezifisch, grundsätzlich, natürlich (Sprache), kommunikativ, potentiell, latent* usw. Wörter, die eine sinnliche Anschauung vermitteln, gibt es in diesem Text nicht.

¹ In anderen Wissenschaftskontexten können diese Ausdrücke wie z. B. *Arbeit, Bedürfnis* sehr wohl definiert sein.

Man könnte sich aber vorstellen, dass abstrakte Ausdrücke auch einmal variiert und durch anschauliche ersetzt werden, wobei freilich immer Anschaulichkeit mit Unschärfe bezahlt werden muss. So könnte *Vagheit* vielleicht durch *Chamäleonartigkeit* ersetzt werden. Zweifellos gewönne die Aussage an Plastizität, gleichzeitig wären aber auch Assoziationen möglich, die vom Anliegen des Textes wegführen, ja sogar Unrichtigkeiten wären angelegt; denn mit *Vagheit von Äußerungen* ist wohl eher ihre Offenheit und Nichtfestgelegtheit gemeint als ihre Wandlungsfähigkeit. Die Genauigkeit des Textes wäre gemindert. Das spielt für populärwissenschaftliche Texte keine entscheidende Rolle, sodass man da Variabilität und Anschaulichkeit im Sprachgebrauch auf Kosten der Eindeutigkeit als völlig angemessen betrachten kann.

Im Sinne von Dichte, Folgerichtigkeit und als Mittel thematischer Entfaltung wirken die in diesem Text zu findenden Isotopieketten, die auf Semrekurrenz und Referenzidentität, systemhaft oder funktional bedingt, beruhen. Beispiele: *grundsätzliche Vagheit, eine Eigenschaft, die ... , diese Vagheit, sie, diese Eigenschaft, diese Vagheit, (Einschränkung von) Vagheit, Vagheits (-reduzierung), (Reduzierung von) Vagheit*. Daneben steht die Kette *reduzieren, Einschränkung, Reduzierung*, die ganz eng mit der Vagheitskette (s. o.) verbunden ist. Außerdem haben wir noch die Ketten *ordnen, geordnet werden müssen* und *Organisationsprinzip*, ebenfalls mit *Vagheit* eng verbunden, und *Verständigung herstellen, Verstehensprozesse, Verständigungsprobleme, Herstellung und Sicherung der Verständigung*². Diese Ketten sind miteinander in der Weise verflochten, dass sie gemeinsam zu der Kernaussage beitragen: *Vagheit* wird *reduziert* durch *Ordnung* mit dem Ziel der *Verständigung*. Der Titel des Aufsatzes, auf den sich die Zusammenfassung bezieht, kann in diesem Sinne als Komprimierung des Textinhaltes gelten: „Vagheitsreduzierung als ein grundlegendes Organisationsprinzip der sprachlichen Kommunikation“.

Textzusammenhänge im Sinne von Dichte, Genauigkeit, Differenziertheit und Sachlichkeit werden auch durch die Verwendung von Wörtern bestimmter Sachgruppen hergestellt. Beispiel: Sachgruppe Verständigung/Kommunikation: z. B. *Verständigung, Kommunizierende, Sprecher, Äußerung, Verstehensprozeß, Hörer, natürliche Sprache, kommunikative Bedürfnisse, Kommunikationsprozeß, Verständigungsprobleme, Kommunikationsstörungen, Informationen repräsentieren und ordnen, Texte erfassen*.

Dass die (nur unvollständig wiedergegebene) Sachgruppe fast nur Substantive erfasst – nach ihrer Definition kann sie durchaus verschiedene Wortarten umfassen – ist ein Hinweis auf die Abstraktheit/Begrifflichkeit, die den Text

² An dieser Kette wird das Problematische deutlich, das darin besteht, sich auf Referenzidentität beziehen zu müssen. Sicher kann man bei diesen Beispielen geteilter Meinung sein, ob sie sich tatsächlich auf denselben Ausschnitt von Wirklichkeit beziehen.

dominiert. Dass der tragende Wortschatz des Textes im Wesentlichen eine einzige Sachgruppe bildet, ist Ausdruck der Konzentriertheit und Gedrängtheit, wie sie einer ‚Zusammenfassung‘ zukommt.

In diesem Text findet man keine Ausdrücke, die die Objektivität der Aussage auch nur in geringem Maße einschränken. Das passt zur Sekundärtextsorte ‚Zusammenfassung‘, die Ergebnisse von Denkprozessen gedrängt vorstellt. Prozesse der Erkenntnisfindung wie Argumentieren, Abwägen, Einschränken und ähnliche haben im Primärtext ihren uneingeschränkten Platz. In der Zusammenfassung dürfen sie fehlen, wenn dies auch nicht Bedingung ist. Zu den durchweg nichtmodifizierten objektiven Aussagen passt die unpersönliche Darstellungsweise. Infinitivkonstruktionen (s. o.) wie modale Infinitive *ist von den Kommunizierenden ein Anteil an Arbeit zu leisten ...* geben die Möglichkeit, das Agens ganz auszusparen oder – wie hier – einer anderen Akzentuierung der Information. Satzkonstruktionen mit einem sachlichen Subjekt und einem persönlichen präpositionalen Objekt verlagern die Aufmerksamkeit vom Agens auf die „Sache“: *der Anteil von Arbeit ... besteht für den Sprecher darin*. Nachträge wie *eine Eigenschaft, die* ermöglichen ebenfalls unpersönliche Aussagen. Dasselbe ist der Fall bei Passivkonstruktionen *die in der Kommunikation ausgetauschten Informationen werden repräsentiert und geordnet*.

Bei der knappen Analyse des Textes kam es darauf an, bestimmende Stilzüge zu finden und die Stilelemente aufzuzeigen, die an der Konstituierung eines oder mehrerer Stilzüge beteiligt sind. Es zeigte sich, dass Stilelemente durchaus polyfunktional wirken können. Dasselbe Verfahren lässt sich auf populärwissenschaftliche Texte, Fach- und Schulbuchtexte ebenso wie auf Texte der Direktive und der Alltagskommunikation übertragen.

Aufgaben:

- ⇒ 1. Suchen Sie sich einen populärwissenschaftlichen Text und einen Text aus einem Lexikon zum Thema ‚Verständlichkeit‘ und bestimmen Sie im Vergleich mit dem vorliegenden Text dominierende Stilzüge und Stilelemente.
- ⇒ 2. Nehmen Sie sich einen längeren Text zu einem naturwissenschaftlichen Gegenstand aus einem Schulbuch (Biologie, Physik oder Chemie) und bestimmen Sie die Stilzüge und Stilelemente unter dem Gesichtspunkt der Themen- und Adressatenbezogenheit des Textes.
- ⇒ 3. Überprüfen Sie, ob man mit dem Vorgehen der pragmatischen Stilistik diesen Texten gerecht werden kann.

3.2 Analyse eines institutionellen Textes: pragmatilistisch

ANALYSETEXT:

HINWEISE FÜR DIE AUTORINNEN DER ...
BROSCHÜRE
ZUR GESTALTUNG DER TEXTDATEIEN

- (1) die Beiträge sind als **Fließtext** ohne Formatierungen zu schreiben, d. h. .
- (2) – *ohne jegliche Hervorhebung in Fett-, Kursiv- oder anderen Schriften*
- (3) – *ohne Tabulatoren, Einrückungen, festgestellte Ränder u.s.w.* und
- (4) – als **WordPerfect-Datei** (bis Version 6.1) oder
- (5) – **Word-Datei** (letztere bis Version 7, das aber nur nach Absprache, jedoch *nur bis Windows95, kein Windows NT*) und
- (6) **keinesfalls im MacIntosh-System!**
- (7) **Abgabe** als **Diskette** oder – in Sonderfällen – (*ebenfalls nur nach Absprache mit der Redaktion!*) als E-Mail. Dabei müssen alle für die Diskettenversion genannten Bedingungen ebenfalls erfüllt sein.
- (8) Der Datei sollte ein Manuskriptausdruck beiliegen (1 ½ - oder zweizeilig).
- (9) Die Porträt-Abbildungen bitte als "Papier"-Fotos, nicht als Dia oder Datei.
- (10) *Jedem Foto ist eine kurze Vita (hauptsächl. wissenschaftl. Werdegang) und der Name des Fotografen beizufügen*
- (11) *Schließlich müssen jedem Beitrag (für die Autorenliste) die Postanschrift des Autors/der Autoren, Telefon, Faxnummer und E-Mail-Adresse beiliegen.*
- (12) Rückfragen zu den o. g. Punkten richten Sie bitte an:

Rektorat
Stabsabteilung Öffentlichkeitsarbeit

Tel.:
E-Mail:
Fax:

gez.: 06.12.2000

Für die Bezeichnung der Textsorte, der dieser Text zuzuordnen ist, stehen uns das englische Fachwort ‚style sheet‘ und deutsche „Umschreibungen“ wie ‚Hinweise zur Gestaltung der Druckvorlage‘, ‚Hinweise für die Manuskriptgestaltung‘ zur Verfügung. Aus den deutschen Bezeichnungen ergibt sich ein deutlicher Hinweis auf die Einordnung des Textes in einen Textsortenbereich,

der durch den dominierenden Handlungstyp des AUFFORDERNs (MOTSCH 1983, vgl. 1.1) gekennzeichnet ist. Da der vorliegende Text, wie zu zeigen sein wird, neben dem ‚Erstsinn‘ (der Sachinformation) einen sehr ausgeprägten ‚Zweitsinn‘ (über die Form vermittelte soziale Informationen) aufweist (STOLT 1984, SANDIG 1978, 1986), soll er im Folgenden nach Gesichtspunkten der pragmatischen Stilistik (STOLT, SANDIG) analysiert werden, die von der Existenz ‚stilistischer Bedeutung‘ ausgeht, die Stil als ‚Zweit- oder ‚Sekundärsinn‘ ansieht und im Zusammenhang mit Stil von „sozial relevante/r/ (bedeutsame/r/) Art der Handlungsdurchführung“ (SANDIG 1986, 23) spricht. „Die sprachlichen Stileigenschaften“ sind nach SANDIG (1986, 20) „Phänomene, mit deren Hilfe intersubjektiv Sinn hergestellt und vermittelt wird“. Auf die Art der Sinnherstellung und -vermittlung wie auch auf die Rezeptionsmöglichkeiten wird man bei der Analyse eingehen müssen.

Der vorliegende Text wurde von der Pressestelle einer deutschen Universität¹ an Autorinnen und Autoren von außerhalb, die um einen Beitrag für ein Publikationsorgan der Universität gebeten worden waren, geschickt. Solche Texte werden üblicherweise versandt, um die Herstellung der gewünschten Texte so zu lenken, dass sie möglichst in allen Punkten den Vorstellungen des Verlags bzw. in unserem Fall der Pressestelle entsprechen. Dies ist nicht nur ein übliches, sondern ein durchaus auch berechtigtes Vorgehen, weil im häufig genutzten Offset-Verfahren der Text für die Druckvorlage nicht neu gesetzt, sondern auf fotomechanischem Wege von der Papiervorlage direkt auf die Druckplatte gebracht wird. Es ist daher wichtig, dass er möglichst genau den Vorstellungen der Herausgeber entspricht. Soweit die „technischen“ Voraussetzungen.

An dem vorliegenden Text muss uns nach dem bisher Gesagten sowohl interessieren, wie der Erstsinn, also das WAS der Mitteilung, beschaffen ist, als auch und vor allem, welche sekundäre, stilistische Bedeutung uns über das WIE, die Art und Weise des Sagens, vermittelt wird. Letzteres ist nur mit Bezug auf den Erstsinn möglich.

Bevor man mit der Analyse einsetzen kann, sind einige theoretische Voraussetzungen zu klären. Das betrifft zunächst die Kategorie der Institution. Wir haben es hier mit einem institutionellen Text zu tun, an den man erfahrungsgemäß bestimmte Erwartungen hinsichtlich der Sprachgestalt, z. B. Ausdruck von Officialität, von Förmlichkeit und Höflichkeit knüpft. Weiter ist genauer darauf einzugehen, was unter Stilbedeutung sozialer Art (s. o.) zu verstehen ist und in welchen Spielarten man sie üblicherweise vorfindet. Und schließlich muss etwas zu Sprachhandlungen, speziell zu der des AUFFORDERNs, und deren sprachlicher Umsetzung vorausgeschickt werden.

¹ Es handelt sich nicht um die Universität Leipzig.

Bei der Erörterung dessen, was mit ‚Institution‘ gemeint ist, beziehen wir uns zunächst auf EHLICH und REHBEIN (1980) kommunikationsbezogene Bestimmung, um diese dann durch eine soziologische noch zu differenzieren. EHLICH und REHBEIN fassen ‚Institution‘ in der folgenden Weise:

„Institutionen sind Formen des gesellschaftlichen Verkehrs zur Bearbeitung gesellschaftlicher Zwecke; sie verlangen eo ipso Kommunikation zwischen Aktanten. Welche Formen des sprachlichen Handelns diese Erfordernisse im einzelnen ausbilden, ist sowohl nach den aktuellen Zwecken wie nach der jeweiligen Geschichte der Institution unterschiedlich.“

(EHLICH/REHBEIN 1980, 338)

Aus soziologischer funktionalistischer Sicht können Institutionen als „polyfunktionale, vielschichtig-elastische ... soziale Gebilde“ (WÖRTERBUCH DER SOZIOLOGIE 1989) in der folgenden Weise beschrieben werden:

„Sie weisen generell gesprochen ... Schwerpunkte auf und regeln a) die generative Reproduktion (Familie, Verwandtschaft), b) die Vermittlung spezifischer Fähigkeiten, Fertigkeiten und Kenntnisse (Erziehung, Bildung), c) die Nahrungsvorsorge und Versorgung mit Gütern (Wirtschaft), d) die Aufrechterhaltung der geltenden gesellschaftlichen Ordnung nach innen und außen (*Herrschaft, Politik*), e) die Orientierung des Handelns im Rahmen von Wertbeziehungen (*Kultur, Kultursymbolik*).“ (WÖRTERBUCH DER SOZIOLOGIE 1989)

Dabei haben Institutionen zu vermitteln zwischen „unterschiedliche/n/, oft gegensätzliche/n/ Anforderungen ..., die zwischen Gesellschaft und Individuum, vorgegebenem sozialen System und subjektiver Bedürfnisnatur bestehen“ (ebd.).

Übertragen wir diese Feststellungen auf unseren Text, so können wir wohl einen institutionellen Zusammenhang erkennen, der sich im weitesten Sinne der Gruppe e) Kultur als ‚Orientierung des Handelns im Rahmen von Wertbeziehungen‘ zuordnen lässt. Jemand soll dazu gebracht werden, nach den Prinzipien einer bestimmten kulturellen Praxis – der des Publizierens von Texten mit seinen festen Traditionen und Praktiken nämlich – zu handeln.

Dass bei Institution (Stabsabteilung) und deren Ansprechpartnern (Autorinnen/Autoren) unterschiedliche Bedürfnisse bestehen können, scheint sich hier im Kleinen schon zu zeigen. Jedenfalls setzen die Schreiber des Textes, die Mitarbeiter der „Stabsabteilung Öffentlichkeitsarbeit“, voraus, wie man in der Analyse bestätigt finden kann, dass die Autorinnen/Autoren andere Bedürfnisse als sie selbst haben. Während die Stabsabteilung Wert auf genaueste Einhaltung ihrer Hinweise legt (und durch deren sprachliche Umsetzung Anordnungen aus ihnen macht), unterstellt sie, vielleicht aus Erfahrung, bei ihren Autorinnen und Autoren ein Bedürfnis nach Leichtfertigkeit und Eigenmächtigkeit bei der Texterstellung. Von der Sache her – „Bearbeitung gesellschaftlicher Zwecke“ – scheint es angebrachter, eine gemeinsame Interessenlage vorauszusetzen: alle Beteiligten, Stabsabteilung wie Autorinnen/Autoren, wollen sicherlich eine allen

Ansprüchen genügende Publikation vorlegen. Es muss auch bedacht werden, dass wir hier kein asymmetrisches Kommunikationsverhältnis haben, wie es z. B. in den Institutionen Schule (zwischen Lehrern und Schülern), Betrieb (zwischen Vorgesetzten und Mitarbeitern) und Armee (zwischen Offizieren und Soldaten) der Fall ist. Die Situation unseres Textes ist symmetrisch: keiner der Beteiligten, weder die Mitarbeiter der Stabsabteilung noch die Autorinnen/Autoren, ist dem anderen gegenüber „in der Oberhand“, d. h. keiner hat die Kompetenz, im Sinne einer Aufforderung „in die Handlungsplanung des anderen einzugreifen“ (GRUNDZÜGE 1981, 94). In amtssprachlicher Redeweise heißt das: Keiner ist weisungsberechtigt und dürfte dem anderen Befehle, Anweisungen, Direktiven vermitteln. Das traditionelle Verhältnis zwischen Lektoren und Autoren im deutschen Verlagswesen war denn auch immer das einer kooperativen, achtungsvollen Zusammenarbeit mit dem Ziel, eine Publikation von hoher Qualität – auch sprachlicher und drucktechnischer – herzustellen. Diese Fakten müssen bei der Analyse als Hintergrundwissen präsent sein.

Der Text wurde bereits einem Textsortenbereich zugeordnet, in dem der Handlungstyp AUFFORDERN dominiert. Nach MOTSCH (1983) kennen wir die Handlungstypen FESTSTELLEN/INFORMIEREN, AUFFORDERN, VERSPRECHEN und BEWERTEN. AUFFORDERN nun lässt sich auf verschiedene Weise realisieren, z. B. als BITTEN (Ausdruck symmetrischer Beziehungen), ANWEISEN und BEFEHLEN (Ausdruck asymmetrischer Beziehungen). Wenn man nun davon ausgeht, dass

„ein Text durch (mindestens) einen Handlungstyp determiniert werden kann, der die kommunikative Funktion der gesamten Teiläußerung charakterisiert“ (MOTSCH/VIEHWEGER 1981, 22),

so ergibt sich daraus, dass mit der Wahl des Handlungstyps auch die Art seiner Realisierung, z. B. die Umsetzung von AUFFORDERN als BITTEN oder ANWEISEN, den Text determiniert. Wie dies geschieht, werden wir bei der Analyse sehen. Jetzt halten wir zunächst einmal fest, dass die spezifische Realisierung des gewählten Handlungstyps von stilistischer Bedeutung ist. Es wird bei unserem Beispiel nicht schwer fallen, sich die stilistische Bedeutung, die durch die Wahl sprachlicher Mittel des Ausdrucks von BITTEN oder anderer Mittel zum Ausdruck des ANWEISENS erzielt wird, vorzustellen. Im einen Fall könnte durch die sprachliche Form Höflichkeit und Symmetrie, im anderen Fall Distanz und Asymmetrie ausgedrückt werden. Damit sind wir beim Stilbegriff der pragmatischen Stilistik angekommen, auf den noch kurz eingegangen werden muss. Wir haben bereits festgestellt, dass Stil im Verständnis der pragmatischen Stilistik eine über die Form, das WIE, vermittelte Sekundärinformation ist. Wir präzisieren nun, dass es sich in der Mehrzahl der Fälle um soziale Informationen handelt, die über das WIE mitgeteilt werden.

Anders gesagt: Stil gibt immer etwas zu verstehen über die Bedingungen und Ziele der jeweiligen Kommunikation. Dies kann in mindestens vierfacher Hinsicht geschehen:

1. Der Stil eines Textes drückt aus, welche sozialen Beziehungen der Sender zum Empfänger herstellen will: symmetrische oder asymmetrische, private oder offizielle Beziehungen, Ausdruck der Vertrautheit oder Distanz usw.
2. Der Stil eines Textes teilt immer – gewollt oder ungewollt – etwas über das Selbstbild des Senders, sein Rollenverständnis und das Image, das er herstellen und wahren möchte, mit.
3. Der Stil lenkt den Rezeptionsprozess, indem er Anweisungen gibt, wie ein Text gelesen werden soll, so z. B. durch Hinweise auf die Textsorte und die Intentionen des Textes. Institutionelle Texte mit anweisendem Charakter, Fachtexte mit informierendem Charakter „geben“ sich auch durch ihren Stil „zu erkennen“.
4. Der Stil drückt auch aus, welches Verhältnis der Sender zur Sprache, auch zu ihren sozialen Möglichkeiten hat, dass er „weiß, was er tut“, wenn er bestimmte sprachliche Mittel verwendet. Auch dies vollzieht sich unabhängig davon, ob der Sender das weiß oder nicht./

In unserem Text wie in fast allen Texten des institutionellen Verkehrs dominieren die Faktoren der Selbstdarstellung (der Institution) und der Beziehungsgestaltung (zwischen Vertretern der Institution und ihren Klienten). Diese Art sozialer Information kann man über die Sprachgestalt des Textes ermitteln: morphologische, syntaktische, lexikalische Mittel, Mittel der Textverflechtung und übersprachliche Elemente können an dieser Kodierung mitwirken. Über die Analyse der Mittel kann man zur Sekundärfunktion des Stils vordringen. Diese Analyse wird aber erst dann sinnvoll, wenn man von der Textsorte ausgeht; denn, wie STOLT (1984, 165) feststellt, ergeben sich „aus der Textgattung ... bestimmte Voraussetzungen und Grenzen der Formulierung“. Zunächst hat man also zu erfassen, um welche Art von Text es sich handelt, in welche Kommunikationssituation er eingebettet ist und welche Sprachhandlungen in dieser Textsorte typischerweise vollzogen werden. Dazu ist oben das Nötige schon gesagt worden. Wir können nun in die Analyse einsteigen. Dem Ansatz der pragmatischen Stilistik (1.3.2.2) entspricht es, sich zunächst die im Text realisierten Sprachhandlungen anzusehen. Dass die Sprachhandlung des AUFFORDERNS den Text, seiner Textsorte entsprechend, dominiert, haben wir bereits festgestellt. In welcher Realisierung taucht das AUFFORDERN nun auf? Wie will der Sender den Empfänger dazu bringen, in einer bestimmten Weise zu handeln? Von POLENZ (1985, 208) beschreibt die Aufforderungshandlungen als ‚Direktiva‘, auf Zukünftiges gerichtet und partnerbezogen. Dabei bleibt noch offen, welcher Art diese Partnerbeziehungen sind. Die Tatsache, dass es Texte

geben muss, die Verhaltens- und Handlungsweisen institutionell regeln, lässt offen, ob dies durch BITTEN, EMPFEHLEN, NAHELEGEN, ANWEISEN oder BEFEHLEN zu geschehen hat, alles Sprachhandlungen, die ausdrücken, dass der Sender den Empfänger der Nachricht dazu bringen will, eine bestimmte Handlung zu vollziehen. Es wird von der Kommunikationssituation, genauer von der Art der Partnerkonstellation abhängen, welche dieser Realisierungsarten, eine verbindliche oder eine unverbindliche, man wählt. In unserem Fall, wo es um kooperatives Handeln im gemeinsamen Interesse gehen sollte, könnte man sich die verbindlichen Sprachhandlungen BITTEN und EMPFEHLEN gut vorstellen. Was geschieht dagegen im vorliegenden Text? Wir finden die Sprachhandlungen BEFEHLEN (Auftrag einer höheren Instanz, der befolgt werden muss), FORDERN (einen Anspruch nachdrücklich kundtun), VERBIETEN (Gebot einer höheren Instanz, etwas zu unterlassen, eine Handlung für nicht erlaubt erklären), EINSCHRÄNKEN (jn. in seinen Handlungsmöglichkeiten verringern, reduzieren, auf ein geringes Maß herabsetzen), ZUGESTEHEN (js. Anspruch auf etwas stattgeben, was heißt, dass man die Kompetenz hat, über die Berechtigung von Ansprüchen zu entscheiden) und nur in ganz geringem Maße BITTEN (an jn. einen Wunsch richten, nicht verpflichtend) und INFORMIEREN.

Analyse:

In Zeile (1) finden wir zwei Aussagen/Prädikationen. Die erste wird prädikativ, als verbales Prädikat ausgeführt: */Die Beiträge/ sind als Fließtext zu schreiben.* Wir haben es mit einem modalen Infinitiv (sein+zu+Infinitiv) zu tun: *zu schreiben sein.* Von modalen Infinitiven wissen wir, dass sie Ausdruck einer „Anordnung“ (GRUNDZÜGE 1981, 3.1 §74, 75), Ausdruck des *Müssens* sein können (DUDEN. GRAMMATIK 1995, §187, 188). Dies ist in unserem Beispiel der Fall. Die zweite Aussage steckt im Attribut als einer potentiellen Prädikation, die auf die prädikative Grundstruktur zurückgeführt werden kann (HELBIG/BUSCHA 1984, 585). Sie lautet in der prädikativen Auflösung: *Der Fließtext darf keine Formatierungen aufweisen.* Verneintes ‚dürfen‘ können wir ebenfalls als *Sollen* bzw. *Müssen* verstehen, d. h. als Verpflichtung zu einem bestimmten Handeln durch jemand anderen, hier einschließlich der Aufforderung, ein bestimmtes (anders geartetes) Handeln zu unterlassen. Beide Aussagen dienen dazu, einen Anspruch nachdrücklich kundzutun, sind also als **FORDERN** aufzufassen.

Dasselbe trifft für die Zeilen (2), (3), (4) und (5) zu. Auch hier finden wir die Sprachhandlung des FORDERNS. Ausformuliert könnten diese Forderungen lauten :

- (2) *Der Fließtext darf keine Hervorhebungen ... aufweisen.*
- (3) *Der Fließtext soll ohne Tabulatoren ... geschrieben sein.*
- (4) *Der Fließtext soll als WordPerfect-Datei ... geschrieben sein.*
- (5) *Der Fließtext soll als Word-Datei geschrieben sein.*

In (5) sind in der Klammer noch andere Aussagen enthalten: ZUGESTEHEN (5a), EINSCHRÄNKEN (5b), EINSCHRÄNKEN (5c), VERBIETEN (5d). Sie lauten ausformuliert:

(5a) Die Word-Datei darf (?) bis Version 7 geschrieben werden.

(5b) Das darf aber nur nach Absprache geschehen.

(5c) Auf jeden Fall darf es nur bis Windows 95 geschehen.

(5d) Windows NT darf nicht benutzt werden.

Die in Klammern angegebenen verkürzten Aussagen mit den Sprachhandlungen des ZUGESTEHENS, EINSCHRÄNKENS und VERBIETENS beruhen ebenso wie alle Äußerungen des FORDERNS auf der Weisungskompetenz der Schreiber dieses Textes. Stellte man sich die oben stehenden Äußerungen als BITTEN formuliert vor, was dem Anliegen des Textes nicht zuwiderliefe, verkehrte sich das Kompetenzverhältnis:

Wir bitten Sie, die Beiträge als Fließtext ... zu schreiben.

Wir bitten Sie, keine Formatierungen vorzunehmen.

Wir bitten Sie, auf jegliche Hervorhebungen zu verzichten.

In diesen konstruierten Beispielfällen liegt die Kompetenz auf der Seite der Angesprochenen. Es handelt sich nun nicht mehr um **Weisungs-**, sondern um **Entscheidungskompetenz**. Im Wesen der Sprachhandlung BITTEN liegt ja begründet, dass den Angesprochenen freigestellt ist, ob sie das vorgetragene Anliegen erfüllen wollen oder nicht. Unter dem Aspekt der pragmatischen Dimension des Handelns kann man hinsichtlich der Anwendung der oben genannten Sprachhandlungen zu folgender Gegenüberstellung kommen: Sprachhandlungen, die dem anderen Entscheidungsmöglichkeiten überlassen und die in unserer Kultur als höflich gelten, wie das BITTEN, können für ein kooperatives Arbeitsverhältnis nützlich sein. Sprachhandlungen des FORDERNS, BEFEHLENS und ähnliche sind hingegen besonders geeignet, wenn man seine Partner strikt verpflichten, in gewisser Weise sogar einschüchtern will. Wir sehen hier schon, dass über die Sprachgestalt tatsächlich sozialer Sinn vermittelt werden kann. Das trifft natürlich auch für alles Folgende zu. Zeile (6) *keinesfalls im MacIntosh-System!* ist der klare Ausdruck eines strikten Verbots. Der Kern der Mitteilung dieses Verbots ist: *Der Beitrag darf nicht im MacIntosh-System geschrieben werden*. Verneintes dürfen ist, wie wir oben schon gesehen haben, als *sollen* bzw. *müssen* zu verstehen, hier speziell als Aufforderung, etwas in einer bestimmten Weise **nicht** zu tun. Es handelt sich um verneintes Gebieten, also die Sprachhandlung des VERBIETENS. Sie wirkt durch den elliptischen Ausdruck wie auch durch die auf diese Weise ermöglichte unpersönliche Ausdrucksweise besonders unverbindlich. Die Autoren des Textes selbst treten nicht in Erscheinung, und niemand wird (mit Ausnahme einer einzigen Stelle (12)) angeredet.

Lediglich unter ‚Rückfragen‘ tauchen die Vertreter der Institution im Text (hier anonymisiert) auf. Das Adverb *keinesfalls* verstärkt durch seine Semantik (keinerlei Entscheidungsmöglichkeit) die verbindliche und strikte Wirkung der Aussage noch. Spätestens hier müssen wir auch auf die nonverbalen, d. h. auf die typographischen Elemente des Textes eingehen. Der Fettdruck dieser Zeile und das fett gedruckte Quadrat, das die Zeile am Anfang markiert, heben sich von den vielen anderen typographischen Markierungen noch einmal deutlich ab und betonen auf diese Weise die Wichtigkeit und Verbindlichkeit dieser Mitteilung.

In (7) begegnet uns die Sprachhandlung des BEFEHLENS: *Abgabe als Diskette*. Dass es sich hier um BEFEHLEN handelt, wird über die Form der Mitteilung kundgetan. Ein Befehl ist, wie wir oben schon gesehen haben, eine Aufforderung durch eine höhere Instanz, der man unbedingt Folge zu leisten hat. Traditionell sind Befehle in knapper, unverbindlicher Form gehalten, man denke nur an die sprichwörtlichen Kasernenhofbefehle, die sicher aus Gründen der Zeitökonomie, gewiss aber auch, weil man die Angesprochenen als Rangniedere betrachtet, knapp und herrisch ausfallen. Was auf dem Kasernenhof seine Berechtigung haben mag², ist im Verhältnis zwischen Vertretern einer Universität und ihren Partnern von außen (und auch von innen) sicher höchst unangebracht. In (7) sind weitere Aussagen in der Sprachhandlung des ZUGESTEHENS (7a) und des EINSCHRÄNKENS (7b) enthalten. Diese werden ergänzt durch eine Aussage, die als FORDERN vollzogen wird (7c):

(7a) *In Sonderfällen können/dürfen Sie den Text als E-Mail abgeben.*

(7b) *Dies ist aber nur nach Absprache mit der Redaktion möglich.*

(7c) *Dabei müssen alle für die Diskettenversion genannten Bedingungen erfüllt sein.*

Insgesamt dienen auch alle Aussagen in (7) dem Ausdruck des strikten nachdrücklichen FORDERNS.

In (8) finden wir abgeschwächtes FORDERN, realisiert durch den Konjunktiv II von *sollen*, der in bestimmten Kontexten zum Ausdruck des EMPFEHLENS verwendet wird. Das ist auch hier der Fall.

(8) *Der Datei sollte ein Manuskriptausschnitt beiliegen (1¹/₂- oder zweizeilig).*

Dieses abgeschwächte FORDERN geschieht wohl kaum, um aus Gründen der Beziehungsgestaltung einen milderen Ton anzuschlagen – der ist nach den vorangegangenen harschen Aufforderungen nicht zu erwarten –, sondern vermutlich, weil Wiederholung im Ausdruck vermieden werden soll.

(9) *Die Porträt-Abbildungen bitte als „Papier“-Fotos, nicht als Dia oder Datei.*

² Auch daran könnte man zweifeln. Auf dieses Feld institutioneller Sprache will ich mich hier aber nicht begeben.

Die Mitteilung in (9) ist durch die Höflichkeitsformel/Partikel *bitte* deutlich als Sprachhandlung des BITTENS gekennzeichnet, die gewöhnlich verwendet wird, um einen Wunsch, einen Vorschlag höflich auszudrücken. Wir können die Äußerung in zwei Aussagen zerlegen:

(9a) *Senden Sie die Porträtabbildungen bitte als „Papier“-Fotos.*

(9b) *Senden Sie die Abbildungen bitte nicht als Dia oder Datei.*

Durch die unpersönliche und elliptische Ausdrucksweise – Fehlen der Anrede, Fehlen des Prädikats – wird die Höflichkeit der Aussage wieder eingeschränkt.

(10) *Jedem Foto ist eine kurze Vita (hauptsächl. wissenschaftl. Werdegang) und der Namen des Fotografen beizufügen.*

In (10) kehren die Schreiber wieder zum modalen Infinitiv, der ein SOLLEN ausdrückt, und damit zum Ausdruck ihrer Weisungskompetenz zurück. Noch deutlicher wird der Anspruch auf Weisungskompetenz in der Äußerung (11) ausgedrückt.

(11) *Schließlich müssen jedem Beitrag (für die Autorenliste) die Postanschrift des Autors/der Autoren, Telefon, Faxnummer und E-Mail-Adresse beiliegen.*

Die letzte Äußerung schließlich ist ein Hinweis auf die Möglichkeit der Nachfrage.

(12) *Rückfragen zu den o.g. Punkten richten Sie bitte an: ...*

Dieser Hinweis ist höflich formuliert und drückt Achtung vor dem Partner aus. Wir finden zum ersten Mal die direkte Anrede *Sie*, und wir stoßen auf die Höflichkeitsformel *bitte*, hier zur Unterstreichung einer höflichen Aufforderung eingesetzt.

Fassen wir alle Beobachtungen zu den Sprachhandlungen und ihrer Realisierung zusammen, müssen wir zu dem Schluss kommen, dass die Handlungen des FORDERNS, ZUGESTEHENS und EINSCHRÄNKENS gegenüber dem BITTEN deutlich dominieren. Das bedeutet, dass mit sprachlichen Mitteln das autoritäre Selbstbild einer Institution entworfen wird, die sich ihren Partnern von außen und innen als weisungsberechtigt und misstrauisch darstellt. Dabei bleibt zunächst dahingestellt, ob sie das will oder nicht. Wir werden aber noch sehen, dass in diesem Fall hinter der gewählten Ausdrucksweise ein deutliches Wollen steht.

Die unpersönliche Ausdrucksweise, der Verzicht auf Selbstbezeichnung (möglich wären z. B. *wir, die Redaktion, die Stabsabteilung*) und, von einer Ausnahme abgesehen, auf die persönliche Anrede (*Sie, sehr geehrte Autorinnen und Autoren, sehr geehrte Damen und Herren*) bewirkt, dass die Schreiber dieses Textes, da sie sozusagen nicht in Erscheinung treten, auch nicht greifbar sind und persönlich nicht verantwortlich gemacht werden können. Und sie hat

weiter zur Folge, dass die Betroffenen, diejenigen also, die bestimmten Pflichten genügen sollen, als Personen im Text gar nicht vorkommen. Auf eine Reihe von Möglichkeiten der Höflichkeit und Kontaktherstellung wird auf diese Weise von vornherein verzichtet. Der Unpersönlichkeit des Ausdrucks dienen die modalen Infinitive, die einen passivischen Nebensinn haben und daher Konkurrenzformen des Passivs (DUDEN. GRAMMATIK 1995, § 186, 187, 317) sein können. Sie sind es auch im Hinblick auf die Möglichkeit, sich unpersönlich auszudrücken. Im Dienste der Unpersönlichkeit stehen neben den modalen Infinitiven auch die elliptischen Ausdrücke und die unpersönlich gebrauchten Verben *sollen* (8) und *müssen* (11), die die Nennung eines Agens im Satz ersparen.

Zur Wortverwendung ist nicht viel zu sagen. Die reiche Verwendung von Termini geschieht im Interesse der Genauigkeit. Deren Kenntnis kann bei den Lesern vorausgesetzt werden. Insofern wird auf dieser Ebene ein symmetrisches Sender-Empfänger-Verhältnis zum Ausdruck gebracht. Die Wörter, die der Realisierung der Sprachhandlungen dienen, sind wenig auffällig. Zu nennen sind aber die Verben *sollen* und *müssen*, die eindeutig eine starke Verpflichtung, das FORDERN, ausdrücken. Genannt werden müssen auch die Wendungen *ohne jegliche Hervorhebung* (2) als starker Ausdruck uneingeschränkter VERBIETENS und die Wendungen *das aber nur nach Absprache* (5), *jedoch nur bis zu...* (5) als ebenfalls starke Ausdrücke, die hier dem EINSCHRÄNKEN dienen. Fast interessanter als die Wortwahl sind die typographischen Mittel für die Semantik des Textes. Betrachtet man den Text unter dem Gesichtspunkt seiner Typographie, dann stellt man zunächst eine ungewöhnliche Vielfalt von Mitteln des Hervorhebens fest. In einem zweiten Gang wird man dann auf typographische Markierungen funktionaler Unterschiede stoßen, die aber nicht durchgehalten werden. Fachwörter werden fett gedruckt, manchmal aber auch ganze Wendungen mit dem Ziel der Hervorhebung: *keinesfalls im MacIntosh-System!* Textstellen, die der Mahnung, der eindringlichen Verpflichtung dienen sollen, werden zum Teil kursiv, zum Teil fett und kursiv gesetzt: *ohne jegliche Hervorhebung, ebenfalls nur nach Absprache mit der Redaktion*. So wird z. B. der Ausdruck *ohne jegliche Hervorhebung* in seiner Nachhaltigkeit durch den Fettdruck von *ohne* noch verstärkt. Warum und wo die vorhandenen Unterstreichungen vorgenommen werden, bleibt unklar. Insgesamt lässt sich ein klares Prinzip nicht feststellen, nur die Absicht, möglichst vieles möglichst stark und verschieden hervorzuheben.

In dem Zusammenhang muss uns auch die Verwendung der Satzzeichen interessieren: Die Äußerungen (1) bis (6) werden durch ein fett gedrucktes Ausrufezeichen abgeschlossen. Ein zweites, ebenfalls fett gedrucktes Ausrufezeichen findet man in (7) hinter dem Ausdruck in der Klammer: *ebenfalls nur nach Absprache mit der Redaktion!* In beiden Fällen dienen die Ausrufezeichen dem Ausdruck einer emotionalen Beteiligung, die man als ‚nachdrücklich‘ charakterisieren kann.

Fasst man alle in der Analyse gefundenen Ergebnisse zusammen, so kommt man zu dem Schluss, es mit einem autoritären Text zu tun zu haben, dessen Schreibern nichts an der Herstellung einer kooperativen Beziehung zu ihren Autorinnen und Autoren liegt, sondern die meinen, durch die Unbedingtheit ihrer Forderungen das von ihnen gewünschte Ziel – die einwandfreie Druckvorlage – zu erreichen. Das Selbstbild, das sie vermitteln, ist autoritär, die Adressatenbeziehung, die sie durch ihren Text ausdrücken, ist demzufolge asymmetrisch.

Der Text kann nun noch im Zusammenhang mit Folgetexten betrachtet werden, was die Analyse stützen und bestätigen wird. Einer der angeschriebenen Autoren hat in einem Antwortbrief, in dem zunächst Sachprobleme behandelt wurden, auch Bezug auf den Brief der Stabsabteilung genommen. Es heißt im zweiten Teil des Briefes:

„Ich erlaube mir die Anmerkung, dass ich den Stil Ihres Hinweisblattes, der mich zu einer Art Befehlsempfänger macht, unangemessen finde. Schließlich arbeiten wir doch im gemeinsamen Interesse zusammen und sollten uns auch entsprechend höflich behandeln.“

Der Schreiber dieser Zeilen hatte im Blick, was man in der pragmatischen Stilistik unter ‚Vermittlung sozialen Sinns‘ durch Stil, unter ‚Beziehungsgestaltung‘ versteht. Er hat sich, wenn er es auch nicht so ausgedrückt hat, deutlich auf die ‚Sekundärinformationen durch Stil‘ bezogen. Wie sieht nun die Reaktion der Angesprochenen, die allerdings einer dritten Person gegenüber geäußert wurde, aus? Welchen Sinn wollten die Schreiber ihrem Text auf der Stilebene geben? Ich zitiere aus diesem Brief:

„ ... Ein Wort zu dem Merkblatt für Autoren. Wir (die gesamte Redaktion in der Stabsstelle Öffentlichkeitsarbeit) arbeiten damit seit mehr als vier Jahren erfolgreich. Ich habe mir diese Hinweise nicht selbst „ausgedacht“. Sie wurden vielmehr seinerzeit von allen Redaktionsmitgliedern und Mitgliedern der Abteilung Öffentlichkeitsarbeit entsprechend unseren technischen Erfordernissen gemeinsam erarbeitet und vom Redaktionsbeirat beraten und verabschiedet (incl. Rektor als Herausgeber). Inzwischen wurde schon über eine in manchen Punkten noch weniger moderate Formulierung nachgedacht, da das A und O für den erfolgreichen Druck unserer Publikationen nun einmal die moderne Computertechnik ist und ohne konsequente Einhaltung der Autorenhinweise die Endfertigung nicht möglich ist. ... Allerdings haben wir in all den Jahren noch nie ein Merkblatt ohne das dazugehörige Anschreiben ... verschickt ... So lange wir mit der bestehenden Technik arbeiten – und das ist die Meinung des gesamten Redaktionsteams – können wir von keinem der für die Dateien und Anlagen geforderten Parameter abweichen.

Mit freundlichen Grüßen“

Die Notwendigkeit der in dem Merkblatt gegebenen Hinweise stand nun freilich in dem Brief des einen Autors nicht zur Debatte, sondern es wird deutlich auf Stilfragen und höflichen Umgang miteinander Bezug genommen. Die Schreiberin der Stabsstelle verwechselt in ihrer Reaktion Primär- und Sekundärfunktion des bemängelten Textes. Niemand hat Anstoß an den Forderungen selbst genommen (Primärinformation), niemand bezweifelt, dass deren Erfüllung notwendig ist, wohl aber ist die autoritäre Art, wie die Forderungen vermittelt werden (Sekundärinformation), als störend empfunden worden. Die Stabsstelle hat offensichtlich niemals erwogen oder gar ausprobiert, ob ein höflicher, kooperativer Ton vielleicht eher zur Einhaltung der genannten Forderungen führte, mit der die Stabsstelle, wie der letzte Absatz des Briefes zeigt, Schwierigkeiten hat.

Als Abschluss seien Hinweise für die Manuskriptgestaltung wiedergegeben (s. S. 94), die eine andere Herausgebergruppe bei einigen Publikationen an ihre Autorinnen und Autoren vermittelt hat und die, wären sie nicht erfolgreich, sicher geändert worden wären. Sie zeigen eine deutlich andere, symmetrische Art der Partnerzuwendung.

Aufgaben:

- ⇒ 1. Nehmen Sie analog zu der Analyse dieses Beitrags eine Untersuchung des unten stehenden Textes „Hinweise zur Manuskriptgestaltung ...“ unter dem Aspekt der Sekundärinformation von Stil vor.

- ⇒ 2. Suchen Sie sich einen institutionellen Text aus dem Bereich der Verwaltung, bestimmen Sie die Kommunikationssituation dieses Textes und analysieren Sie ihn ebenfalls unter dem Aspekt der Gestaltung sozialer Beziehungen durch Stil.

- ⇒ 3. Informieren Sie sich über Institutionen und ihre Funktionen (Schule, Rechtswesen, Verkehrswesen usw.) und stellen Sie fest, welche Textsorten für diese Bereiche typisch sind.

BEISPIELTEXT:

HINWEISE ZUR GESTALTUNG DES MANUSKRIPTES FÜR DIE VERÖFFENTLICHUNG IM BAND...

Der Satz des Bandes wird von uns selbst durchgeführt. Wir möchten Sie deshalb bitten, unten aufgeführte Hinweise so genau wie möglich einzuhalten bzw. bei Abweichung uns so bald wie möglich davon in Kenntnis zu setzen. Sie erleichtern dadurch unsere Arbeit erheblich.

Termine

Bitte schicken Sie uns Ihren Beitrag bis spätestens ... (Posteingang) zu. Beachten Sie bitte, daß es uns aufgrund der kurzen Zeit bis zur Abgabe des druckfertigen Manuskripts leider nicht möglich ist, **inhaltliche Änderungen nach Eingang Ihres Beitrages** zu berücksichtigen.

Form

Wir möchten Sie bitten, uns Ihre Texte als Computerdatei zur Verfügung zu stellen. Bitte legen Sie Ihre Dateien auf einer für **MS-DOS/Windows formatierten 3 ½ Zoll Diskette** bei und behalten Sie eine Sicherheitskopie zurück. Der Satz des Buches erfolgt mit dem Textverarbeitungsprogramm **MS Word für Windows**. Wir bitten Sie daher, die formatierte Version in einer für dieses Programm lesbaren Version abzuspeichern. Im Idealfall wären dies Word für Windows 2, 6, 97, aber auch WordPerfect für Windows wäre möglich. Legen Sie bitte außerdem **einen Ausdruck Ihres Beitrages** bei, damit wir uns beim Layout an der von Ihnen gewünschten Formatierung orientieren können.

Typographie/Formate

- Text fortlaufend und linksbündig
- keine Silbentrennung
- keine Einrückungen am Zeilenanfang bei Absätzen
- keine Seitenzahlen oder Kopfzeilen
- Standardschriftart: Times New Roman mit **14 Punkt**

Behalten Sie ansonsten die Standardeinstellungen Ihres Textverarbeitungsprogramms bei.

Typographische Auszeichnung

- Beispiele und Beispielsätze *kursiv*
- längere Zitate als Blockzitat
- **Fettdruck** zur Hervorhebung

Anmerkungen

- in maschinell verwalteten Endnoten
- Standardnumerierung

3.3 Analyse zweier künstlerischer Texte: strukturalistisch

ANALYSETEXTE:

Text 1:

Die Mühen der Gebirge liegen hinter uns,
vor uns liegen die Mühen der Ebenen.

(Bertolt Brecht. Aus dem Epigramm ‚Wahrnehmung‘ 1949)

Text 2:

BEIM NACHDENKEN ÜBER VORBILDER

Die uns
vorleben wollen

wie leicht
das Sterben ist

Wenn sie uns
vorsterben wollten

Wie leicht
wäre das Leben

(Erich Fried 1969)

An diesen beiden Texten sollen Grundprinzipien strukturalistischer Text- und Stilbetrachtung gezeigt werden. Dabei wird sich die Analyse am Prinzip der **Parallelität**, wie es vor allem Roman JAKOBSON entwickelt hat, orientieren.

Strukturalistische Auffassungen von Stil gehen, wie wir bereits gesehen haben (vgl. 1.3), davon aus, dass Texte über ihre Struktur konstituiert werden, d. h. dass alle Elemente, die an der Ganzheit eines Textes beteiligt sind, ihren Wert und ihre Bedeutung durch die gegenseitige Bezüglichkeit innerhalb des Textganzen bekommen. Stil als Teil des Textes entsteht folgerichtig durch die spezifischen Relationen, in denen sich die Elemente des Stilganzen, die Stilmittel (vgl. 2.4), befinden. Es ist in dem Zusammenhang wichtig, sich bewusst zu machen, dass **jedes** sprachliche und parasprachliche Element Stilmittel sein kann, das seinen Wert und seine Bedeutung durch seine Stellung und seine Beziehungen innerhalb der Struktur des Stilganzen erhält. Außerhalb dieser Struktur muss der Stilwert nicht vorhanden sein. In Borcherts Erzählung „Die lange lange Straße lang“ z. B. erhält das im Sprachsystem neutrale Adjektiv *lang* neben einer Reihe anderer Wortwiederholungen durch sehr häufige Wiederaufnahme den Stilwert der Monotonie, des Eindrücklichen. Wir sehen hier, wie der Autor Signale für den Leser setzt (vgl. 1.3.1, RIFFATERRE).

Es wurde in 1.3 auch schon darauf hingewiesen, dass bei einer solchen Text- und Stilauffassung die Kriterien der **Kohäsion** und **Kohärenz** und vor allem das der **Akzeptabilität** – die Einstellung des Rezipienten, einen kohäsiven und kohärenten Text zu erwarten (vgl. DE BEAUGRANDE/DRESSLER 1981, 9 f.) – von entscheidender Bedeutung sind. Der Rezipient muss sich auf das Entdecken von Textzusammenhängen – auf der Basis von Äquivalenzbeziehungen – einlassen und imstande sein, aus den Textbeziehungen einen Sinn abzuleiten. Dabei hilft ihm, besonders, wenn Kohärenz und sogar – auf den ersten Blick – Kohäsion nicht zu entdecken sind, das Phänomen der Parallelität. Im Folgenden werde ich auf diese Erscheinung am Beispiel der Arbeiten JAKOBSONS, für die die Begriffe ‚Äquivalenz‘ und ‚Parallelität‘ zentral sind, knapp eingehen. JAKOBSON ergänzt die BÜHLERSchen Funktionen der Sprache bzw. der Nachricht: **emotiv** (expressiv), **konativ** (Ausrichtung auf den Empfänger) und **referentiell** (denotativ, kognitiv) um die **phatische** Funktion (Kontaktfunktion), die **metasprachliche** Funktion (verdeutlichend, im Sinne von ‚sich über Sprache und Sprechen verständigend‘) und die **poetische** Funktion (vgl. JAKOBSON 1972, 103 ff.). Die Aufmerksamkeit des Rezipienten von Nachrichten mit poetischer Funktion wird auf das Sprachliche, auf die Art, wie die Nachricht gemacht, wie sie gestaltet ist, gelenkt, ein Vorgang, den man auch unter den Bezeichnungen ‚Selbstreferentialität‘ und ‚foregrounding‘ kennt.

„Die *Einstellung* auf die *Nachricht* als solche, die Zentrierung auf die *Nachricht* um ihrer selbst willen, ist die poetische Funktion der Sprache.“

(JAKOBSON 1972, 108)

JAKOBSON betont, dass die poetische Funktion nicht auf das, was er ‚Wortkunst‘ (Dichtung) nennt, beschränkt sei. Dort aber sei sie dominierend. Seine eigenen Untersuchungen zur Rolle des Parallelismus in Texten mit poetischer Funktion setzen bei der Volksdichtung an, werden dann aber vorwiegend an Dichtungstexten ausgeführt. Immer liegt ihnen der Gedanke der Parallelität, den er in der folgenden Weise beschreibt, zugrunde.)

„Der Parallelismus ... ist eine Verweisungsbeziehung eines Zeichens auf ein anderes, das ihm als Ganzes oder wenigstens in einem seiner beiden Seiten (des *signans* oder *signatum*) ähnlich ist. Eines der beiden ‚korrespondierenden‘ Zeichen, wie sie Saussure nennt ..., verweist auf das andere, das im selben Kontext anwesend oder mitenthaltend ist ...“

(JAKOBSON 1988, 129)

Die poetische Funktion ist für JAKOBSON zwingend an das Vorhandensein von Äquivalenz und Parallelität im Text gebunden, wobei nach seiner Auffassung Parallelität auf allen Ebenen des Systems auftreten kann. Neben ‚Parallelität‘ sind zwei weitere Begriffe für JAKOBSONS Ideengebäude zentral: **Selektion** und **Kombination**.

„Was ist das empirische linguistische Kriterium für die poetische Funktion? Vor allem, welches ist das unentbehrliche, jeder Dichtung inhärente Merkmal? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir auf die beiden Grundordnungsarten, die in sprachlichem Verhalten gebraucht werden, zurückgehen: *Selektion* und *Kombination*. Wenn ‚child‘ das Thema einer Nachricht ist, dann wählt der Sprecher unter den gegebenen, mehr oder weniger ähnlichen Hauptwörtern wie ‚child, kid, youngster, tot‘, die alle in gewisser Hinsicht äquivalent sind, und sucht dann, um das Thema auszuführen, aus sinnverwandten Worten eines aus: ‚sleeps, dozes, nods, naps‘. Die beiden gewählten Wörter werden im Sprechen kombiniert. Die Selektion vollzieht sich aufgrund von Äquivalenz, Ähnlichkeit und Unähnlichkeit, Synonymie und Antinomie, während die Kombination, die Herstellung der Sequenz, auf Kontiguität beruht. *Die poetische Funktion projiziert das Prinzip der Äquivalenz von der Achse der Selektion auf die Achse der Kombination*. Äquivalenz wird zum konstitutiven Verfahren einer Sequenz erhoben.“ (JAKOBSON 1972, 109 f.)

JAKOBSONS Vorstellung vom Zugang zur Poesie ist also strikt sprachbezogen. Er nennt Poesie nicht von ungefähr ‚Wortkunst‘ und erschließt sie sich auf linguistischem Wege. Elmar HOLENSTEIN (1974) hat aus JAKOBSONS Konzeption von Poesie fünf grundlegende Prinzipien abgeleitet, die im Folgenden vorgestellt werden. Das erste ist **das phänomenologische Prinzip**. Gemeint ist die von JAKOBSON betonte Einstellung auf den Ausdruck, die Konzentration auf den sprachlichen Teil des Textes. Für die Analyse bedeutet dies, dass man „die Wirkung der ungewöhnlichen Organisation der sprachlichen Äußerung“ auf den Rezipienten zu erfassen hat (HOLENSTEIN 1974, 10), die vom Autor vor allem durch die Herstellung von Ähnlichkeits- und Kontrastbeziehungen, insgesamt durch einen verfremdenden Umgang mit der Sprache (s. u.) erreicht wird. Dieser Umgang folgt dem, was man das **strukturalistische Prinzip** JAKOBSONS nennen kann. Es bildet den Kern seiner Auffassungen. Die Einstellungen auf den Ausdruck, auf die ungewöhnliche Organisation einer Äußerung realisieren sich (vgl. auch HOLENSTEIN 1974, 11) in der Projektion des Ähnlichkeitsprinzips von der paradigmatischen auf die syntagmatische Ebene, auf der in nichtpoetischen Texten das Ambiguitätsprinzip den Vorrang hat (JAKOBSON 1972, 109 f., s. o.). Den Vorgang kann man sich an dem oben genannten Beispiel JAKOBSONS (1972, 109 f., s. o.) vor Augen führen: Beim Herstellen eines Textes wird aus einer Anzahl gleichwertiger Ausdrücke – JAKOBSON nennt *child, kid, youngster, tot* – einer ausgewählt und mit anderen, ebenfalls aus einer Menge gleichartiger ausgewählten – *sleeps, dozes, nods, naps* – zu einer sinnvollen Aussage kombiniert und in Äquivalenzbeziehungen gestellt. Dies geschieht nach dem Prinzip der Ähnlichkeit, wie die Beispiele zeigen.

Der Sturm fegte über das Land,
die Böen rasten über die Felder.

Das Wort *Sturm* wird durch *Böen* wieder aufgegriffen, die Wörter *Land* und *Felder* können ebenso wie *fegen* und *rasen* als äquivalent angesehen werden. Die parallele syntaktische Struktur ist die Voraussetzung dafür, dass man die Wortbedeutungen als äquivalent rezipiert.

Mein Leben war so nackt
wie die grauen Klippen,
mein Leben war so kalt
wie die weißen Höhen

In dem Vierzeiler aus „Zwei Strandgedichte“ von Edith Södergran (1990) finden wir eine parallele syntaktische Struktur, innerhalb derer mit ebenfalls paralleler Zuordnung der syntaktischen Strukturen zu den Verszeilen inhaltliche Äquivalenzen angeboten werden. Im Rahmen der Struktur dieser vier Zeilen müssen uns *nackt* und *kalt*, *graue Klippen* und *weiße Höhen* als äquivalente Ausdrücke erscheinen, die verwendet werden, um dieselbe Befindlichkeit, etwa Unbehütetsein, auszudrücken. Am „Geländer“ der Erscheinungsformen von Parallelität entlang kommt der Interpretierende zur Bestimmung des Sinns, den er dem von seinem Wesen her vagen und kontextabhängigen Text zuschreiben will.

Die Mühen der Gebirge liegen hinter uns,
vor uns liegen die Mühen der Ebenen.

Sehen wir uns den zweizeiligen Text von Bertolt Brecht auf seine besondere Organisation hin an, finden wir auf den ersten Blick nicht nur Ähnlichkeit, sondern sogar Gleichheit. Nicht äquivalente, sondern dieselben Wörter, nämlich *Mühen* und *liegen*, werden gebraucht. Vorstellbar wäre ja auch, dass – der alten Stilregel ‚Vermeide Wiederholung‘ folgend – *Mühen* ersetzt würde, z. B. durch *Anstrengungen*. Dass dies nicht der Fall ist, sondern dass hier Parallelität in der striktesten Form – als Gleichheit – hergestellt worden ist, gibt Anlass zum Nachdenken und einen Hinweis auf die besondere poetische Struktur dieses Zweizeilers. Sieht man genauer hin, entdeckt man ja, dass das Nomen *Mühen* jeweils Teil einer Wortgruppe ist: *Mühen der Gebirge*, *Mühen der Ebenen*. Die Wortgruppen nun befinden sich durchaus nicht in einem Gleichheitsverhältnis, sondern in einem antonymischen. Dasselbe beobachten wir bei dem zweifachen Gebrauch des Verbs *liegen*. Auch hier könnte man sich einen Austausch in einem Fall durch ein Verb wie z. B. *sich erstrecken* vorstellen. Dass dies nicht sinnvoll wäre, merkt man dann, wenn man auch hier der Bedeutung der Wortgruppen nachgeht: *vor jemandem liegen*, *hinter jemandem liegen*. Die Bedeutungen sind antonymisch: etwas ist abgeschlossen, etwas ist noch offen. Wir haben es mit einer „figuriert-motivierten Prägung“ (FEILKE 1996, 251 f.) zu tun, d. h. mit einer grammatisch regulären, aber semantisch dem „Ausdruck als ganzem zugeordneten Funktionsbedeutung“ (ebd., 251). Mit diesen sich inhaltlich widersprechenden Prägungen wird dem suggerierten einfachsten Fall von Parallelismus, der in der Wortwiederholung oder synonymischen Wieder-

aufnahme besteht und der auf Äquivalenzen in der Bedeutung beruht, der kompliziertere Fall, der der antonymischen Wiederaufnahme, ‚Sinnverlagerung‘ (JAKOBSON), vorgezogen. Will man dies interpretieren, liegt es nahe, einen sprachlichen doppelten Boden anzunehmen. Das gilt ebenso für die Nominalgruppen als figurierte Prägungen: *die Mühen der Gebirge, die Mühen der Ebenen*. Die scheinbare Gleichheit aller Bemühungen wird durch den Gebrauch desselben Nomens *Mühen* suggeriert, nur um diese Suggestion sofort wieder durch die die Bedeutung spezifizierenden Genitivattribute aufzuheben und zu „zerstören“. Ein Überraschungs- und Verfremdungseffekt tritt durch die bildlichen Ausdrücke ein. Man wird gleichsam auf dem Umweg über die bildliche Vorstellung zu der dadurch besonders eindrücklichen Einsicht geführt, dass sich die scheinbar gleichen Mühen doch nicht gleichen, dass die nichtauffallenden *Mühen der Ebenen*, die Anstrengungen des Alltags ohne Höhen und Tiefen, uns möglicherweise mehr Kraft abverlangen als die auffallenden, vor uns aufragenden nichtalltäglichen *Mühen der Gebirge*.

Synonymischer und antonymischer Parallelismus sind die Grundtechniken, die JAKOBSON für poetische Texte ansetzt. Die sinndeterminierende bzw. sinnmodifizierende Funktion des Kontextes ist dabei immer mitzudenken. JAKOBSON weist nachdrücklich darauf hin, dass das Phänomen des Parallelismus auf allen Ebenen des Textes zu entdecken ist: phonologische Äquivalenzen als Reim, Alliteration, Assonanz z. B., syntaktische Äquivalenzen als Übereinstimmungen von Satzstrukturen, lexikalische Äquivalenzen als Wiederholungen, als synonymische und antonymische Ausdrücke, als Ausschnitte aus Wortfeldern. Auf das Wirken des strukturalistischen Prinzips hat man sich einzustellen, will man einen Text mit poetischer Funktion, in seinem ‚foregrounding‘, erfassen. Man muss den Strukturen dieser besonderen Organisationsweise nachgehen und sie zu deuten versuchen.

„Ein solches System durchgängiger Entsprechungen weist mehrere Ebenen auf: Korrespondenzen können in der Komposition und Anordnung syntaktischer Konstruktionen, grammatischer Formen und Kategorien auftreten, aber auch als lexikalische Synonyme, als Wiederholungen ganzer Wörter sowie in der Zusammenstellung von Lautverbindungen und prosodischen Schemata. Ein solches System verleiht den parallelisierten Versen klare Homogenität und Vielfältigkeit zugleich. Die vollständige Matrix lässt die lautlichen, grammatischen und lexikalischen Formvariationen und Bedeutungen überzeugend hervortreten.“
(JAKOBSON 1982, 92)

Nun bezieht JAKOBSON in seine Darlegungen des strukturalistischen Prinzips auch immer die Beobachtung ein, dass originelle Wortkunst durch Überraschungen gekennzeichnet sei. Die Erwartungen, die durch eine im Textverlauf geläufig gewordene Parallelismus-Technik entstehen, werden an einer bestimmten Stelle gebrochen, und damit wird Aufmerksamkeit erzeugt. Der Über-

raschungseffekt ist, das muss man sich deutlich machen, nur vor dem Hintergrund des Geläufigen, Erwarteten möglich. So auch in dem Zweizeiler von Brecht.

Die durch die Wiederholung gleichstrukturierter Satzglieder (Nomen + Genitivattribut als Subjekte, Prädikate und Präpositionalgefüge) erzielte Parallelität wird gebrochen durch die **Stellung** der Satzglieder. In der Terminologie der Rhetorik haben wir es mit einem Chiasmus zu tun, d. h. mit der Fortführung einer antithetischen Aussage unter Umkehrung der Wortfolge – hier in pointierender Absicht (vgl. KRAHL/KURZ 1984). Die parallelen Satzglieder werden in umgekehrter Reihenfolge aufgeführt:

Subjekt	-	Prädikat	-	Adverbialbestimmung
Adverbialbestimmung	-	Prädikat	-	Subjekt

Die dadurch erreichten Effekte bestehen in Folgendem: Die Gegensätze *hinter uns* und *vor uns* stoßen direkt aufeinander und werden so hervorgehoben. Die *Mühen der Ebenen*, um die es in dem Text ja eigentlich geht, erhalten nach dem Prinzip der Gliedfolge nach dem Mitteilungswert eine hervorgehobene Stellung am Ende des Textes. Und schließlich wird das inhaltlich Antithetische auch in der Form ausgedrückt, indem die Gegensätze *Mühen der Gebirge* und *Mühen der Ebenen* den Anfang und das Ende des Textes bilden. Die Beschreibung der Binnenbeziehungen des Zweizeilers von Brecht sollte des JAKOBSONSche Kernprinzip, das strukturalistische Prinzip, verdeutlichen und mögliche Analysezugänge beispielhaft vor Augen führen. Das dritte Prinzip, das JAKOBSONS Überlegungen bestimmt, ist das **hermeneutische**. Es hängt eng mit dem phänomenologischen Prinzip, also mit der Aufgabe, die Sprache, den Ausdruck ernstzunehmen, zusammen. Eben die Elemente des Texts in ihrer wechselseitigen Abhängigkeit sind zu entdecken. Dabei ist, wie wir es vom hermeneutischen Zirkel kennen, der Weg vom Einzelnen zum Ganzen, von diesem wieder zum Einzelnen und dies in beliebiger Fortsetzung zu gehen. Der Weg zum Sinn eines Textes darf nicht an den phonologischen und grammatischen Strukturen vorbeiführen. Ganz im Gegenteil: Man hat, untersucht man ein ‚Wortkunstwerk‘, das ‚Wort‘ nicht nur in seiner Bedeutung, sondern in **all** seinen Bezügen ernstzunehmen. Anders als für Vertreter der phänomenologischen Stilistik und Interpretationsschule wie SPITZER (vgl. 1.3.1) gilt für JAKOBSON das hermeneutische Prinzip auch für den Text im Rahmen seiner Traditionen. Wie das einzelne Element für den Text ist auch der Text im Verhältnis zur Tradition und zur Kultur, in der er steht, das Einzelne im Verhältnis zum Ganzen und muss so betrachtet werden. So hat der Text als strukturelle Einheit zwar Autonomie und muss als autonome Einheit untersucht werden, ist aber zugleich Element einer größeren Einheit, Teil seiner Kultur. Das vierte Prinzip, das **futuristische**, beruht auf der Tatsache, dass JAKOBSON Wortkunstwerke als etwas „Gemachtes“, Dichten als das Befolgen bestimmter „handwerklicher“ Verfahren betrachtet (vgl. HOLENSTEIN 1974, 18 f.).

Das zentrale Verfahren ist das des Verfremdens, das wir am Beispiel des Brecht-Textes als (wenn auch geringfügige) Brechung einer Erwartung beobachten konnten: Der Text wird anders fortgesetzt, als man erwarten könnte. Der Chiasmus wird anstelle einer parallelen Anordnung der analogen Satzglieder gewählt.

Das fünfte JAKOBSONSche Prinzip ist das **wissenschaftliche**. In aller Kürze sei dazu nur gesagt, dass damit die konsequente Anwendung der ersten vier Prinzipien gemeint ist. Das entspricht der Beobachtung, dass in die europäische Dichtung des 20. Jahrhunderts linguistische und sprachphilosophische Überlegungen ihrer Autoren aufgenommen werden oder dass diese auf die Werke Einfluss ausüben. Reflexion – Wissenschaft – und schöpferisches Hervorbringen – Dichtung – gehen Hand in Hand. Als wichtigste daraus hervorgehende Einsicht ist geblieben, dass die auf handwerkliche Weise („wissenschaftlich“) hergestellten Beziehungen innerhalb eines Textes als fundamentale Basis jeder Textanalyse zu betrachten und daher konsequent, unter Beachtung aller genannten Prinzipien, zu untersuchen sind.

Am oben stehenden Text von Erich Fried „Beim Nachdenken über Vorbilder“ lässt sich das Prinzip strukturalistischer Textbetrachtung durch Aufdecken der verschiedenen Arten von Parallelitäten gut im Zusammenhang zeigen. Das soll im Folgenden versucht werden.³

Der Inhalt lässt sich auf die – zugegeben banale – Formel bringen: Wenn die, die den Krieg wollen, stürben, könnten wir gut leben. Die Auflösung der Fried'schen Form, hier vollzogen, um zu einer Art Inhaltsangabe zu gelangen, zeigt in aller Deutlichkeit die inhaltliche Funktion, die die Textgestalt hat. Nicht ohne Grund habe ich die Banalität der Umformulierung gewagt. Zu fragen ist nämlich, was verloren geht, wenn man diesem Text die Form nimmt. Um diese Frage beantworten zu können, ist der Bezug auf die Parallelitäten nötig. Wir sehen einen Text von acht Zeilen vor uns, von denen jeweils zwei als Verszeilen zu einer „Strophe“ geordnet sind. Syntaktisch sind die Verhältnisse soweit eindeutig, als man das Ganze als einen sich über alle acht Zeilen bzw. vier Zeilenpaare erstreckenden Satz bestimmen kann, sodass die äußere vierfache Gliederung des Textes nicht seiner syntaktischen Struktur, eben der eines einzigen Satzes, entspricht. Innerhalb dieses Satzes findet jedoch auch eine syntaktische Gliederung statt, die sich in der Binnengliederung widerspiegelt: Die ersten zwei Zeilen *Die uns / vorleben wollen* bilden einen (vorangestellten) Subjektsatz in der stilistischen Funktion einer Prolepse (betonte Anfangsstellung eines Satzgliedes mit möglicher Wiederaufnahme durch ein Personalpronomen). Wieder aufgenommen wird das als Gliedsatz vorangestellte Subjekt im dritten Zweizeiler durch das Pronomen *sie*: *Wenn sie uns / vorsterben wollten*. Darauf komme ich später zurück. Das zweite Zeilenpaar hat die syntaktische Funktion

³ SANDIG (1986, 66f.) hat das Gedicht unter dem Aspekt analysiert, wie die Textform Stilwirkung hervorbringen kann. Ihr Untersuchungsinteresse ist also ein anderes. Dass dennoch Beobachtungen übereinstimmen, versteht sich, wenn man am selben Text arbeitet.

eines Objektsatzes, der vom Subjektsatz abhängig ist (etwas wird vorgelebt). Beim dritten Zeilenpaar handelt es sich um einen irrealen Konditionalsatz (Ausdruck einer nicht oder wenig wahrscheinlichen Bedingung oder Voraussetzung für das im Hauptsatz Gesagte), dem im vierten Zeilenpaar der Hauptsatz, nach seiner kommunikativen Bestimmung ein Ausrufesatz, folgt.

Parallelität besteht hier darin, dass jedes der vier Zeilenpaare jeweils einen Satz (Gliedsatz oder Hauptsatz) repräsentiert. Hervorzuheben ist, dass der Text mit einem Ausrufesatz, also mit dem Ausdruck von emotionaler Beteiligung, endet. Parallelität findet sich innerhalb der acht Zeilen auch hinsichtlich der Strukturen und des Wortgebrauchs. Zunächst einmal ist die Wiederholung der Zeile 3 durch Zeile 7 *wie leicht* als uneingeschränkter Fall von Parallelität zu nennen.

Eingeschränktere Parallelität finden wir in den Zeilen 1 und 5, wo *die uns* wieder aufgegriffen wird durch *wenn sie uns*. Die Modifikation besteht darin, dass *die* in der Funktion des Demonstrativpronomens (*diejenigen, die*) identifizierend auf etwas noch Unbestimmtes, das der Erklärung durch die folgende Aussage bedarf, vorausweist, während das Personalpronomen *sie* hier in anaphorischer Funktion auf etwas bereits Gesagtes, also Bestimmtes, rückverweist. Antonymisches also auch hier. Die Zeilen 2 und 6 sind von derselben syntaktischen Struktur, und wir finden dasselbe Wortbildungsmuster bei *vorleben* und *vorsterben*. Sie unterscheiden sich aber in zweierlei Hinsicht, semantisch und morphologisch. Der semantische Unterschied: Bei gleicher Wortstruktur haben die Verben antonymische Bedeutung. *Vorsterben* fällt allerdings mit einer Bedeutungsvariante aus der eben beschriebenen Parallelität heraus; denn neben der Bedeutung ‚vorführen, wie man stirbt‘ realisiert man auch eine zweite: ‚früher sterben‘, beide Varianten sind okkasionell. Während ‚vorführen, wie man stirbt‘ mit *vorleben* als ‚vorführen, wie man lebt‘ in antonymischem Zusammenhang steht, ist die zweite Bedeutungsvariante von *vorsterben* ohne Pendant und kann daher als ein Erwartungsbruch, also als verfremdendes Element angesehen werden. Der Unterschied nach den Formen: *Wollen* im Indikativ steht *wollten* im Konjunktiv gegenüber, der sachlichen Feststellung der Ausdruck eines Wunsches. Dass es sich in beiden Fällen um die Verknüpfung von Verben mit dem Modalverb *wollen* handelt, setzt den Gebrauch nicht gleich: *wollen* in Zeile 2 drückt den Wunsch aus, *wollten* in Zeile 6 dient vor allem als Konjunktivanzeiger, wie wir ihn aus irrealen Konditionalsätzen kennen. *Wollen* in Zeile 2 drückt den Willen **derer** aus, **über die gesprochen wird**, *wollten* in Zeile 6 dagegen den Willen dessen, **der da als lyrisches Subjekt spricht**, bzw. den Willen derer, in deren Namen er spricht. Scheinbare Gleichheit entpuppt sich also bei näherem Hinsehen als Gegensätzlichkeit, wenn man davon auszugehen bereit ist, dass der Wille der Besprochenen und der Wille des Sprechenden entgegengesetzte Intentionen sind. Nicht synonymische, sondern antonymische Parallelität also. Es bleiben die Zeilen 4 und 8 (*wie leicht*) *das Sterben ist* und (*wie leicht*) *wäre das Leben*. Auch hier haben wir den Gegensatz von Indikativ und Konjunktiv. Das, was

nach Meinung derer, über die gesprochen wird, als sicher gelten kann, steht im Indikativ, die am Ende geäußerte Hoffnung des lyrischen Ich im Konjunktiv wird als etwas nur Vorgestelltes ausgedrückt.

Diese beiden Zeilen weisen mit der Umkehrung der Satzgliedfolge von Subjekt-verbium finitum in verbum finitum-Subjekt eine chiasmische Anordnung auf, die der inhaltlichen Antonymie von *Sterben* und *Leben* formal entspricht. Dass man in Zeile 4 den Indikativ, bezogen auf das Sterben, findet und in Zeile 8, bezogen auf das Leben, den Konjunktiv, macht die Unsicherheit, das nur Vorgestellte, aber nicht Reale (und vielleicht nicht Realisierbare?) deutlich. Inhaltliche Parallelität findet man bei Wörtern, die nach ihrer Wortart verschieden sind: *vorleben* – *Leben*, *vorsterben* – *Sterben*. Formale Parallelität und damit auch semantische Parallelität (dieselbe Wortart und derselbe Wortbildungstyp) besteht zwischen *vorleben* – *vorsterben* und *Leben* – *Sterben*. Dass die Wörter *vorleben* und *Leben* den Text eröffnen und – die Wörter *Sterben* und *vorsterben* einschließend – den Text auch beenden, gibt ihnen eine besondere Dominanz und deutet auf die „Überlebensfähigkeit“ des Lebens hin. Das Leben „umringt“ das Sterben. Der Gegensatz von *die/sie* und *uns*, also einerseits das Verweisen auf die anderen und andererseits auf eine Gruppe Gleichgesinnter, in die das lyrische Ich sich durch die Verwendung des Personalpronomens in der ersten Person Plural einbezieht, schafft eine weitere Antonymie im Text.)

Fasst man alle Beobachtungen zusammen, so hat man ein ganzes Netz von synonymischen und antonymischen Parallelitäten im syntaktisch-morphologischen und im semantischen Bereich. Berücksichtigt man nun noch den Titel, der als Bezugsgröße für den gesamten Text fungiert, so stellt man fest, dass mit dem Wort *Vorbilder* formal und inhaltlich ein grundsätzlicher Bezug zum Text hergestellt wird, formal durch den Gebrauch des Elements *vor-*: *Vorbild*, *vorleben* und *vorsterben*, inhaltlich durch die Wortbildungsbedeutung der Verben, die genau wie bei *Vorbild* als „eine musterhafte, teilweise lehrende Tätigkeit“ (FLEISCHER/BARZ 1995, 341) bezeichnet werden kann.

Das Aufzeigen wichtiger Parallelitäten des Textes sollte als Nachweis dafür dienen, dass man mit der strukturalistischen Herangehensweise tief in die formale und inhaltliche Struktur eines Textes eindringen kann. Die auf diese Weise erworbenen Einsichten in den Text können die Basis einer wohlbegründeten Interpretation des Textes bilden. Es ist auf diese Weise sicher auch deutlich geworden, was man an Sinnzusammenhängen verliert, wenn man den Text auf seinen inhaltlichen Extrakt reduzierte. In seiner Form liegen die wesentlichen Elemente der Bedeutung dieses Textes.

Aufgaben:

- ⇒ 1. Suchen Sie sich Kinderreime (z. B. Abzählreime) und zeigen Sie die Parallelismen dieser Texte. Gehen Sie dabei zugleich auf die Textualitätskriterien Kohärenz und Akzeptabilität ein. Wieso und wie spielen sie eine Rolle bei der Analyse solcher gereimten oralen Volksdichtung?

- ⇒ 2. Zeigen Sie an einem mehrstrophigen Gedicht ihrer Wahl die Rolle von Rhythmus und Reim als Mittel der Parallelität für die Textkonstitution. Erläutern Sie als Voraussetzung Ihrer Analyse zunächst einmal, was wir unter Reim und Rhythmus verstehen. (KURZ 1999)
- ⇒ 3. Versuchen Sie, sich dem Sinn des nachfolgenden Gedichtes von Gomringer über das Aufdecken von Parallelitäten im Sinne JAKOBSONS zu nähern.

worte sind schatten
 schatten werden worte

worte sind spiele
 spiele werden worte

sind schatten worte
 werden worte spiele

sind spiele worte
 werden worte schatten

sind worte schatten
 werden spiele worte

sind worte spiele
 werden schatten worte

(Eugen Gomringer)

3.4 Analyse zweier Presstexte: funktionalstilistisch, textsortenbezogen

ANALYSETEXTE:

Ende für Rheinhausen

Krupp legt Stahlwerk still

Duisburg (AFP/AP). Der Stahlkonzern Krupp-Hoesch will sein Stahlwerk in Duisburg-Rheinhausen schließen. Durch die Stilllegung sowie Rationalisierung bei den Stahlwerken in Dortmund will Krupp-Hoesch rund 4500 Arbeitsplätze abbauen. Wie der Vorstandsvorsitzende der Krupp-Stahl AG, Jürgen Harnisch, mitteilte, werde der Arbeitsplatzabbau zum größten Teil noch 1993 erfolgen. Das von den Vorständen von Krupp und Hoesch erarbeitete Konzept muß allerdings noch von den Aufsichtsräten gebilligt werden. Als wahrscheinlicher Termin für die Entscheidung gilt der 31. März. Die Schließung von Duisburg-Rheinhausen sei im Interesse des Überlebens des Konzerns unvermeidlich, so Harnisch. Mit der Stilllegung des Stahlwerks gehen dort 2300 Arbeitsplätze verloren. (LVZ, 11.3.93)

Protest gegen Hüttenschließung in Rheinhausen
Zweierlei Stahl-Maß
Von HELGE-HEINZ HEINKER

Einen Tag nach Bekanntgabe des Krupp-Hoesch-Beschlusses, das Stahlwerk Rheinhausen stillzulegen, sind die betroffenen Arbeiter gestern vor den Düsseldorfer Landtag gezogen. Der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Rau sagte ihnen Unterstützung zu und verlangte vom politischen Bonn, Flagge zu zeigen. Selbst die üblicherweise geschmähten Bestandsgarantien kamen ins Gespräch.

Wut und Enttäuschung der Rheinhausener Stahlkocher, die vor fünf Jahren den Fortbestand ihres Werks erstreikt hatten, sind verständlich. Und trotzdem drängt sich der fatale Eindruck auf, daß in der deutschen Stahlbranche mit zweierlei Maß gemessen wird.

2000 Arbeitsplätze, die verschwinden, bedeuten harte Einzelschicksale. Niemand sollte schulterzuckend darüber zur Tagesordnung übergehen. Doch daß die ostdeutsche Stahlindustrie innerhalb von zwei Jahren achtzig Prozent ihrer Kapazität verloren hat, wird wie ein unabänderliches Naturereignis mit weit weniger Aufmerksamkeit registriert. Allein 1992 ist in der Ost-Industrie die Hälfte aller Arbeitsplätze verschwunden. Ein unerhörter Vorgang in der gesamten Wirtschaftsgeschichte. Sachsens Ministerpräsident Biedenkopf sagte dazu anlässlich der Messeeröffnung, es sei eine große politische Leistung gewesen, den ostdeutschen Unmut an der Explosion zu hindern.

Mit dieser Feststellung sollte sich aber nur jemand begnügen, der das Ende der Talsohle fest vor Augen hat. Noch ist Besserung nicht in Sicht, während der Westen gerade in die Rezession schlittert.

Tatsache bleibt, daß die zurückliegenden Boomjahre in den alten Bundesländern für strukturelle Weichenstellungen verschlafen wurden. Jetzt muß die Aufgabe in der Krise gelöst werden. Das macht sie ökonomisch kompliziert und politisch äußerst heikel. (LVZ, 11.3.93)

Zwei Texte mit annähernd gleichem Gegenstand liefern die Grundlage für die folgende funktionalstilistische Betrachtung. Damit soll belegt werden, dass – wie es sich in der Funktionalstilistik schon andeutet (vgl. 1.3.2.1 und 2.4) – die funktional bedingten Stilzüge genauer auf Textsortenstile zu beziehen sind.

Unsere kommunikativen Erfahrungen lassen uns sofort die Textsorte beider Texte erkennen. Das heißt, wir haben ein spezielles Wissen über globale Textstrukturen gespeichert (vgl. 1.2.3), aufgrund dessen wir den einen Text als **Nachricht** und den anderen als **Kommentar** einordnen können. Beide Textsorten nehmen als informations- und meinungsbetonte Textsorten einen zentralen Platz in der Presseberichterstattung ein (vgl. LÜGER 1995, 70). Die Textsortenbestimmung haben wir (im Normalfall der Presselektüre) aus den textexternen Faktoren wie Kommunikationsbereich und -situation und dem Medium abgeleitet; dazu gehört auch unser Wissen über den Aufbau der Zeitung

(wichtige Nachrichten auf Seite 1 und Kommentare auf Seite 3 der LVZ). Aber auch textinterne Faktoren – und diese spielen in unserem Falle, da wir die Texte aus ihrem normalen Kontext genommen haben, sicher die größere Rolle – verweisen auf die jeweilige Textsorte: prototypische sprachliche Mittel, Architektonik, Textinhalt. Die Textlinguistik erfasst die prototypischen Merkmale von Texten bestimmter Art unter qualitativem Aspekt mit dem Begriff des Textmusters (s. 1.2.5). Aufgrund solcher in unserem Wissen gespeicherten Muster können wir konkrete Texte einer Textsorte zuordnen, wenn diese Texte eben dem uns bekannten Muster folgen. Die Funktionalstilistik konzentriert sich bei ihrer Textcharakterisierung im Wesentlichen auf textsortenbedingte Stilzüge und prototypische sprachliche Mittel. (In der Sicht der pragmatischen Stilistik wäre das vergleichbar mit dem Stilmuster als Teil des Textmusters.)

Ein sprachliches Mittel, das alle journalistischen Texte auszeichnet, ist die Realienbezeichnung: Eigennamen, Titel, Zahlenmaterial (*Duisburg-Rheinhausen, Krupp-Hoesch, Jürgen Harnisch, Ministerpräsident Rau, 4500 Arbeitsplätze, 1992 ...*). Realienbezeichnungen ergeben sich als Konsequenz aus dem Anliegen journalistischer Texte, über die gesellschaftliche Realität zu berichten oder sich damit auseinanderzusetzen. Bei der Nachricht finden wir als spezielles, das Textmuster prägendes Mittel die Angabe des Ortes und der Nachrichtenagentur als Quelle der Information. Dies bewirkt im Zusammenhang mit Realienbezeichnungen und Redewiedergaben einen hohen Authentizitätsgrad. Im Kommentar erscheinen solche Quellenangaben nicht, stattdessen gibt sich hier der Textproduzent mit seinem Namen zu erkennen. Kommentare geben eine subjektive Einschätzung gesellschaftlich-politischer Sachverhalte (STRAUB 1986, 50 f.), die der Rezipient nach Möglichkeit auch übernehmen sollte. Diese ausgeprägte Wirkungsabsicht schlägt sich in Stilzügen dieser Textsorte wie ‚emotional wertend‘ (und damit ‚subjektiv‘), ‚anschaulich‘, ‚antithetisch‘ und betont ‚syndetisch‘ nieder.

Welche Stilelemente des vorliegenden Kommentars führen nun zu den genannten Stilzügen, die folglich auch „Stileigentümlichkeiten“ des konkreten Textes sein müssten? Wir gehen damit vorrangig nach der Top-down-Strategie vor (vgl. 2.1). Der komplementäre Weg einer Bottom-up-Strategie ist dabei jedoch auch immer präsent.

Der Stilzug ‚emotional wertend‘ drückt sich aus in den Adjektiven *verständlich*, *fatal* (= abwertend), *hart*, *unerhört*, auch in Verben wie *sich aufdrängen*, *erstreiken* und im metaphorischen Gebrauch von *verschlafen* und *schlittern*. Die zweimalige Verwendung des intransitiven Vorgangsverbs *verschwinden* mit dem Subjekt *Arbeitsplätze* (im Vgl. zu *werden abgebaut*) suggeriert das Fehlen eines menschlichen Urhebers, eben ein Ausgeliefertsein gegenüber diesen Vorgängen wie bei einem *unabänderlichen Naturereignis*. Im Kontext dieses Kommentars wird dadurch eher indirekt eine subjektive Wertung zum Ausdruck gebracht. Der Rezipient wird angehalten, durch Einbeziehung seines Weltwissens (Inferenzziehung), diese inhaltlichen Leerstellen für sich zu füllen und

damit auch Stellung zu beziehen. Im substantivischen Bereich fallen Metaphern auf (*Talsole, Weichenstellung*), die sowohl dem Stilzug ‚emotional wertend‘ als auch dem Stilzug ‚anschaulich‘ zuzuordnen wären. Hieran wird deutlich, dass Stilzüge, obgleich auf unterschiedlichen Relationsebenen erfasst (vgl. 2.4), sich hierarchisch im Text ordnen lassen, dass also Anschaulichkeit zum emotionalen und subjektiven Charakter des Textes beitragen kann. Aus einem Phraseologismus (*mit den Schultern zucken*), der Anschaulichkeit der Darstellung bewirken kann, bildet der Autor hier eine verkürzte Struktur (*schulterzuckend*), die im Zusammenhang mit anderen Phänomenen, wie z. B. den Nomina actionis *Bekanntgabe, Besserung, Weichenstellung* u. a., Gedrängtheit in der sprachlichen Form hervorruft.

Subjektiv vermittelte Anschaulichkeit und dadurch einen ausgeprägten Rezeptionsanreiz liefert die Überschrift *Zweierlei Stahl-Maß*. Der Bindestrich in einer geläufigen Wortbildungskonstruktion (ein ‚Maß[band] aus Stahl‘) signalisiert, dass es nicht um diese konkrete Gerätebezeichnung geht, sondern um ein (abstraktes) Maß, das an die Stahlindustrie angelegt wird. In der Kombination mit *zweierlei* verbirgt sich wiederum ein *Phraseologismus* (*mit zweierlei Maß messen*), dessen Bedeutung auf das Thema des Kommentars verweist. Das Wortspiel vom *Stahl-Maß* kann zwar die Aufmerksamkeit des Lesers wecken, gibt aber auf den ersten Blick keine Hinweise auf den wirklichen Gegenstand des Kommentars. Das leistet die knapp (in einer nominalen Wortgruppe) und sachlich formulierte Dachzeile (*Protest gegen Hütten-schließung in Rheinhausen*). In *Zweierlei Stahl-Maß* deutet sich schon an, dass der Text durch Gegenüberstellungen charakterisiert ist und damit von dem Stilzug ‚antithetisch‘ geprägt. Im weiteren Text wird dies vor allem hervorgehoben durch adversative und konzessive Konjunktionen und Konjunkionaladverbien: *trotzdem, doch, aber, während*.

Das Argumentieren ist ein konstitutives Verfahren des Kommentars. Die vom Autor aufgestellte These klingt schon in der Überschrift an und wird explizit am Ende des zweiten Absatzes formuliert: *daß in der deutschen Stahlbranche mit zweierlei Maß gemessen wird*. Zu dieser These liefert der Autor Argumente: die vergleichsweise geringe Beachtung der Kapazitätsvernichtung in der ostdeutschen Stahlindustrie, der Verlust der Hälfte aller Arbeitsplätze in der Ost-Industrie innerhalb des Jahres 1992. Die Kraft dieser Argumente wird gestützt durch Bezugnahme auf eine Politikeräußerung (Referieren mittels indirekter Rede), deren Inhalt im folgenden Absatz durch Zurückweisen gewertet wird, was sich an der Oberfläche im empfehlenden Konjunktiv *sollte* und der einschränkenden Partikel *nur* festmachen lässt. Die Gründe für dieses Zurückweisen muss sich der Rezipient durch Inferenzen selbst erschließen. Er muss zwischen den Zeilen lesen. Aus der abschließenden Feststellung, dass im Osten keine Besserung der wirtschaftlichen Lage abzusehen ist, *während der Westen gerade in die Rezession schlittert*, kommt der Autor zu der subjektiv wertenden

Schlussfolgerung, dass diese Probleme zu lösen *ökonomisch kompliziert* und *politisch äußerst heikel* ist, eben wegen dieser unterschiedlichen Bedingungen in Ost und West.

Die genannten Konjunktionen und Konjunkionaladverbien des Textes sind letztlich auch Ausdruck einer ausgeprägten Textverflechtung, wofür der Stilzug ‚syndetisch‘ genannt werden könnte. Kohärenz wird hier explizit mit Mitteln der Kohäsion erzeugt. Verflechtung an der Oberfläche des Textes wird des Weiteren erreicht durch Pronomina wie *Das (macht) sie (ökonomisch kompliziert)*, *(mit) dieser (Feststellung)*, Pronominaladverbien *(schulterzuckend) darüber, (sagte) dazu* und Partikeln, die durch ihre Hervorhebungsfunktion im Kontext konnektierend wirken: *Selbst (die geschmähten ... Bestandsgarantien)*, *Allein (1992)*, *Noch (ist Besserung nicht in Sicht)*. Das Konjunkionaladverb *trotzdem* wird in seiner verbindenden Funktion noch verstärkt durch die anreihende Konjunktion *und*, die den Satz einleitet.

Die Gedrängtheit der Informationen, die wir im Text aus den häufig vorkommenden Nomina actionis ablesen konnten, ist wohl auch wegen der Platzvorgaben für die Kommentare als textsortenprägender Stilzug anzusetzen. Noch deutlicher tritt Gedrängtheit/Knappheit in Nachrichtentexten hervor. Wiederum sind es Nomina actionis, mit denen die dargestellten Vorgänge in unserem Text verdichtend ausgedrückt werden: *Stillegung, Entscheidung, Schließung, Arbeitsplatzabbau*. Das letzte Beispiel fasst als Determinativkompositum eine ganze Aussage zusammen: *Arbeitsplätze werden abgebaut*. Nach solchen alternativen Ausdrucksweisen sollte man bei der Betrachtung der stilistischen Wirkung des konkreten Textbeispiels gelegentlich suchen und sich dabei die Unterschiede bewusst machen. Sehen wir uns den gesamten Teilsatz an *werde der Arbeitsplatzabbau noch 1993 erfolgen*, stellen wir fest, dass die Formulierung durch die Substantivierung insgesamt aber auch nicht kürzer wird, denn das Nomen zum Ausdruck der Handlung steht in einem Funktionsverbgefüge, dessen Verb semantisch verblasst ist und nur noch grammatische Funktionen im Satz übernimmt. So kommt es also letztlich zu einer Pseudoknappheit an dieser Textstelle. Jedoch wird damit auch eine Ausdrucksvariation zum vorhergehenden Satz (*4500 Arbeitsplätze abbauen*) erreicht, es wird stärker verallgemeinert und der Stilzug ‚nominal‘ unterstützt. Beide Stilzüge stehen in einem wechselseitigen Zusammenhang. Im Gegensatz zu einer verbalen Ausdrucksweise, die Aussagen in Form ganzer Sätze (und Teilsätze) erkennen lässt, werden die Aussagen bei einer nominalen Ausdrucksweise in nominalen Gruppen verdichtet. Dazu dienen verschiedene Arten von Attribuierungen (und auch Appositionen im Zusammenhang mit Eigennamen), die man gegebenenfalls in eine verbale Satzstruktur auflösen kann wie im Beispiel des nominalen Rahmens (der Linkserweiterung des Nomens): *Das von den Vorständen von Krupp und Hoesch erarbeitete Konzept* kann aufgelöst werden in einen Attributsatz: *Das Konzept, das von den Vorständen von Krupp und Hoesch erarbeitet wurde*. Die verwendeten Nomina actionis ziehen in der

verdichteten Darstellung der Handlung die aus dem verbalen Bereich stammernden Komplemente nach sich als semantisch-kommunikativ notwendige Attribute: *die Stilllegung des Stahlwerks, die Schließung von Duisburg-Rheinhausen.*

Der sachlich-objektive Charakter des Berichtens wird im Nachrichtentext durch einen möglichst hohen Grad an Authentizität unterstützt. Im Zusammenhang mit den Realienbezeichnungen trägt dazu nicht unwesentlich die Redewiedergabe bei, das Verfahren des Referierens von Äußerungen kompetenter Personen zu der jeweiligen Problematik. Redewiedergabe als ein Ausdruck referentieller Intertextualität erscheint im vorliegenden Text in der Form der indirekten Rede, die es ermöglicht, den ursprünglichen Wortlaut der Äußerung aus der Sicht des Reporters in mehr oder weniger verdichteter Form in den primären Nachrichtentext einzubauen. Dafür haben sich im journalistischen Sprachgebrauch auch bestimmte formelhafte Strukturen herausgebildet (vgl. 2.7.1), wie in unserem Text zu erkennen ist: *Wie der Vorstandsvorsitzende ... mitteilte, werde der Arbeitsplatzabbau zum größten Teil noch 1993 erfolgen.* Die zweite referierte Äußerung in der indirekten Rede fasst die Redekennzeichnung noch knapper, indem sie in einer elliptischen Struktur nur auf den Sprecher verweist: *Die Schließung von Duisburg-Rheinhausen sei im Interesse des Überlebens des Konzerns unvermeidlich, so Harnisch.* Diese hier verwendeten Formen der Redewiedergabe sind somit auch Belege für den Stilzug ‚knapp/gedrängt‘. Die Sätze der Nachricht sind relativ kurz (nur bis 18 Wörter) und einfach konstruiert (zwei geläufige Redekennzeichnungsstrukturen und ein noch überschaubarer nominaler Rahmen), so wird der Text leicht ‚fasslich‘. Der informelle Extrakt der Nachricht liegt letztlich schon in der Überschrift und der Dachzeile. Der erste Satz nimmt beides wieder auf: *Der Stahlkonzern Krupp-Hoesch will sein Stahlwerk in Duisburg-Rheinhausen schließen.* Für den eiligen Leser mag das an Information genügen. Vielfach enthalten deshalb die ersten Sätze in Nachrichtentexten ein resultatives Perfekt, das neue Sachverhalte/Ergebnisse von Aktivitäten im gesellschaftlichen Leben konstatiert. Wer mehr Information darüber haben möchte, kann im weiterführenden Text über vorausgehende Handlungen, Vorgänge und über Zusammenhänge Genaueres lesen: *Grünen-Fraktionschef Rezzo Schlauch hat von seiner Partei für seinen Vorstoß zur Bezahlung unter Tarif eine Abfuhr erhalten ...* (LVZ, 28.11.2000).

Bei der Betrachtung der Stilzüge darf jedoch nicht vergessen werden, dass trotz des ‚sachlich-objektiven‘ und distanzierenden Anspruchs in Nachrichtentexten durch subjektive Auswahl und Präsentation gerade bei der Redewiedergabe die Meinung des Rezipienten beeinflusst werden kann (vgl. STRAUB 1986, 49 und Yos 1997).

Für beide intertextuell verbundene Textsorten des Funktionalstils der Presse und Publizistik sind also zum einen gemeinsame Stilzüge wie Allgemeinverständlichkeit, Sprachökonomie (Gedrängtheit/Knappheit) anzusetzen, zum anderen treten in Kommentar und Nachricht deutlich ausgeprägte Dominanz-

unterschiede von Objektivität und Subjektivität hervor. Die Unterschiede drücken sich nicht nur auf der Ebene des sprachlichen Materials aus, sondern ebenso auf der darüber liegenden Ebene sprachlicher Handlungen, also in der Art und Weise der Themenbehandlung, die sich dann in den speziellen Stilzügen niederschlägt. Während die Nachricht resultatsorientiert über ein gesellschaftlich relevantes Ereignis berichtet (und dabei auch referiert), kommentiert und bewertet der Autor eines Kommentars das Ereignis, ordnet es in größere Zusammenhänge ein, bringt Argumente für seine Sicht des Problems und kommt zu subjektiv gefärbten Schlussfolgerungen. Eine solche Beschreibung der beiden Textsorten greift auf den Textmusterbegriff mit seinen drei Arten von Grundelementen (thematisch-propositional, handlungstypisch-illokutiv, stilistisch-formulativ) zurück, wie er in Textlinguistik und pragmatischer Stilistik verwendet wird (vgl. 1.2.5 und 1.3.3).

Aufgaben:

Für eine Analyse des folgenden Textes könnten Sie verschiedene Zugangsmöglichkeiten wählen (s. dazu 2.2):

⇒ 1. Analysieren Sie, ausgehend von der Funktionalstilistik, den vorliegenden Text nach funktional bedingten und textsortenbedingten Stilzügen (mit den entsprechenden Stilelementen) und textsortenprägenden Stilelementen.

Oder:

⇒ 2. Beschreiben Sie das Textmuster, das diesem Text zugrunde liegt, und stellen Sie die konkrete Umsetzung dieses Musters am Text dar.

Oder:

⇒ 3. Nehmen Sie für die Analyse des vorliegenden Textes die Lasswell-Formel (in der Bearbeitung von Stolt und Fix) zum Ausgangspunkt (s. 1.3.1)

Beachten Sie dabei, dass Sie auch bei unterschiedlichen Ansätzen immer zur detaillierten Darstellung des WIE der Textgestaltung mittels der Stilzüge und Stilelemente kommen müssen. Berücksichtigen Sie ebenso, dass in Presstexten aufgrund des Zeitdrucks bei der Produktion nicht alle Formulierungen einer kritischen Prüfung standhalten. Beurteilen Sie den Text auch unter diesem sprachkritischen Aspekt.

Clinton reicht Vietnamesen die Hand zur Versöhnung

Ho-Chi-Minh-Stadt (rtr). US-Präsident Bill Clinton hat bei seiner historischen Vietnam-Reise dem ehemaligen Kriegsgegner die Hand zur Versöhnung ausgestreckt und wirtschaftliche Zusammenarbeit angeboten. In einer Rede zum Abschluss seines dreitägigen Besuches sagte Clinton gestern in Ho-Chi-Minh-Stadt, die USA wollten Partner Vietnams sein und wünschten dem Land Erfolg. „Die Jahre der Feindseligkeit“ seien vorbei. In der Hauptstadt Hanoi war Clinton

zuwider mit seinem Wunsch, das kommunistische Land möge sich politisch öffnen, auf Ablehnung gestoßen.

Tausende Vietnamesen säumten die Straßen, als Clinton mit Frau Hillary und Tochter Chelsea durch Ho-Chi-Minh-Stadt, dem früheren Saigon, fuhr. Dem Präsidenten schlug eine Welle der Sympathie entgegen: Viele Vietnamesen wollten ihm die Hand schütteln und riefen „Willkommen“ und „Hallo“.

(LVZ, 20.11.2000, S.1)

3.5 Analyse dreier Texte: intertextuell

ANALYSETEXTE:

Lied der Deutschen

(Heinrich Hoffmann von Fallersleben)

Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt.

Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt,
Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt.

Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten, schönen Klang,
Und zu edler Tat begeistern
Unser ganzes Leben lang
Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang.

Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland!
Darnach laßt uns alle streben
Brüderlich mit Herz und Hand.
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand -
Blüh im Glanze dieses Glückes,
Blühe, deutsches Vaterland!

Auferstanden aus Ruinen

(Johannes R. Becher)

Auferstanden aus Ruinen und der Zukunft zugewandt,
laßt uns dir zum Guten dienen, Deutschland, einig Vaterland.
Alte Not gilt es zu zwingen, und wir zwingen sie vereint,
denn es muß uns doch gelingen, daß die Sonne schön wie nie
über Deutschland scheint.

Glück und Friede sei beschieden Deutschland, unserm Vaterland.
Alle Welt sehnt sich nach Frieden, reicht den Völkern eure Hand.
Wenn wir brüderlich uns einen, schlagen wir des Volkes Feind.
Laßt das Licht des Friedens scheinen, daß nie eine Mutter mehr
ihren Sohn beweint.

Laßt uns pflügen, laßt uns bauen, lernt und schafft wie nie zuvor,
und der eignen Kraft vertrauend steigt ein frei Geschlecht empor.
Deutsche Jugend, bestes Streben unsres Volks in dir vereint,
wirst du Deutschlands neues Leben. Und die Sonne schön wie nie
über Deutschland scheint.

Kinderhymne

(Bertolt Brecht)

Anmut sparet nicht noch Mühe,
Leidenschaft nicht noch Verstand,
daß ein gutes Deutschland blühe
wie ein andres gutes Land.

Daß die Völker nicht erleichen
wie vor einer Räuberin,
sondern ihre Hände reichen
uns wie andern Völkern hin.

Und nicht über und nicht unter
andern Völkern wolln wir sein
von der See bis zu den Alpen
von der Oder bis zum Rhein.

Und weil wir dies Land verbessern,
lieben und beschirmen wir's.
Und das liebste mag's uns scheinen
So wie andern Völkern theirs.

Jeder Staat repräsentiert sich nach außen durch seine nationalen Symbole, somit auch durch seine Nationalhymne. Nationalhymnen sind demnach als politische Texte zu verstehen. Wenn wir im Folgenden die drei Gedichte betrachten, so soll das – hier stark verkürzt – unter folgenden Aspekten (•)geschehen.

• Politisches Gedicht und historischer Kontext

Eine wesentliche Besonderheit politischer Texte generell besteht in ihrer quantitativ größeren Kontextgebundenheit. Dabei wird unter Kontext ihre Eingebundenheit in eine spezifische historisch-gesellschaftliche Situation verstanden. Die Gedichte sind Ergebnis der Auseinandersetzung des Autors mit seiner konkreten gesellschaftlichen Wirklichkeit und geben Aufschluss über die Vorstellungen und Utopien, die der Verfasser hat.

Es ist demnach bei einer Analyse politischer Texte immer die Zeit ihrer Entstehung als eine entstehungsgeschichtliche Kategorie einzubeziehen. Weiter sind zu beachten wirkungsgeschichtliche Kategorien wie die Rezeption des Textes und seine Wirkung (vgl. GAST 1973, 74 f.). Gerade diese Kategorien sind bei allen drei Liedern nahezu brisant. Im Folgenden sei kurz auf diese Faktoren eingegangen.

Das „Lied der Deutschen“

Hoffmann von Fallersleben schrieb das Gedicht während eines Helgoland-Aufenthaltes im Jahre 1841 in einer Zeit nationaler Zersplitterung, rechtlicher Repressalien gegenüber freiheitlich gesinnten Personen und der Bedrohung durch Frankreich. Er beschrieb damit nicht ein real existierendes Deutschland, sondern seine Idealvorstellungen von einem zu verwirklichenden Deutschland. 1922 wurde das Gedicht Nationalhymne und blieb es auch im Nationalsozialismus. Zu dieser Zeit wurde es stets zusammen mit dem Horst-Wessel-Lied gesungen. 1949, mit Gründung der Bundesrepublik, entwickelte sich zwischen dem Bundespräsidenten Theodor Heuss und dem Bundeskanzler Konrad Adenauer eine Diskussion um dieses Lied: Adenauer wünschte die dritte Strophe als Nationalhymne für den neuen deutschen Staat:

„Daher die erneute Bitte der Bundesregierung, das Hoffmann-Haydn'sche Lied als Nationalhymne anzuerkennen. Bei staatlichen Veranstaltungen soll die dritte Strophe gesungen werden.“

Heuss war mit folgendem Argument dagegen:

„Als mich die Frage nach einer Nationalhymne bewegte – und das liegt längst vor meiner Wahl zum Bundespräsidenten –, glaubte ich, daß der tiefe Einschnitt in unserer Volks- und Staatsgeschichte einer neuen Symbolgebung bedürftig sei, damit wir vor der geschichtlichen Tragik unseres Schicksals mit zugleich reinem und freiem Herzen in klarer Nüchternheit des Erkennens der Lage bestehen werden.“ (ARGUMENTE GEGEN DAS DEUTSCHLANDLIED 1989, 5)

Er stimmte letztendlich jedoch dem Vorschlag Adenauers 1952 zu (vgl. ebenda).

„Auferstanden aus Ruinen“

Mit der Gründung der DDR zeigte sich die Notwendigkeit, dem zweiten deutschen Staat ebenfalls eine Nationalhymne zu geben. Der Präsident der DDR, Wilhelm Pieck, erteilte dazu im Oktober 1949 Johannes R. Becher den Auftrag:

„Der erste Vers sollte die Demokratie in Verbindung mit der Kultur haben. Der zweite Vers die Arbeit in Verbindung mit dem Wohlstand des Volkes. Der dritte Vers die Freundschaft mit den Völkern in Verbindung mit dem Frieden. Der Refrain sollte die Einheit Deutschlands zum Inhalt haben.“

(zit. nach GIBAS 1999, 253)

Als die DDR 1972 die Konzeption eines einigen Deutschland aufgab und in der Verfassung der Deutschland-Begriff gestrichen wurde, hatte die DDR – als wohl einziges Land der Welt – eine Nationalhymne, deren Text weder gelernt noch gesungen wurde.

Am 28.10.1989 forderte der Zentralrat der FDJ eine „singbare Nationalhymne“, am 8.1.1990 wurde der Text offiziell wieder zugelassen, nachdem der Versteil *Deutschland, einig Vaterland* auf den Montagsdemonstrationen programmatisch verwendet worden war.

„Kinderhymne“

Fast zeitgleich mit „Auferstanden aus Ruinen“, 1950, schrieb Brecht die Kinderhymne, sie war bis 1972 im Literaturkanon der Schule enthalten, wurde aber dann – wohl wegen ihrer dritten Strophe – kommentarlos gestrichen.

Das Nebeneinanderbestehen der zwei Nationalhymnen war bis 1989 so selbstverständlich wie die Existenz der beiden deutschen Staaten. Mit der Einigung stellte sich jedoch die Frage nach einer gemeinsamen Hymne. Unter anderem wurde vorgeschlagen, das Becher'sche Gedicht mit der Melodie Haydns zu wählen, besonders aber war die Brecht'sche Kinderhymne in der Diskussion (DIECKMANN 1991).

• Intertextuelle Bezüge zwischen den Liedern

„Bechers Hymne, viel stärker aber Brechts ‚Kinderhymne‘ sind anspielungsreiche Varianten, geistreiche Umformungen von Hoffmann von Fallerslebens ‚Lied der Deutschen‘; und so wie sich auch Becher auf das Lied der Deutschen bezieht, trägt Brecht später in seiner Hymnenversion Anspielungen auf Bechers Text vor“.
(MÜLLER 1989, 137)

Dieser Aspekt der Intertextualität, das Sich-aufeinander-Beziehen, soll im Folgenden untersucht werden. Nach DE BEAUGRANDE/DRESSLER (1981) ist Intertextualität generell eine immanente Erscheinung von Texten. Deutlicher differenziert HOLTHUIS (1993) den Begriff der Intertextualität. Sie unterscheidet zwei Arten: typologische und referentielle Intertextualität (vgl. 1.2.2). Als

typologische Intertextualität fasst sie, dass alle Einzeltexte zu verstehen sind als Repräsentanten eines bestimmten Texttyps/Textmusters (vgl. 1.2.5). Auf unsere Texte angewendet heißt das, alle drei Texte gehören zum lyrischen Genre Hymne. Dieses ist auf der propositionalen Ebene besonders gekennzeichnet durch einen erhabenen Inhalt, auf der illokutiven Ebene durch PREISEN und auf der stilistisch-formulativen Ebene häufig durch Merkmale der gehobenen Sprache. Zwei der Lieder sind Nationalhymnen, die den Preis Deutschlands zum Inhalt haben, PREISEN liegt ebenfalls bei Brecht in der „Kinderhymne“ vor. Die gleiche propositionale Ebene ist nun noch dahingehend zu spezifizieren, dass gefragt wird, welches Deutschland gepriesen werden soll. Damit sind wir im Bereich der referentiellen Intertextualität. Gemeint ist damit nach HOLTHUIS die (meist) explizite Beziehung eines Textes auf einen Vortext und deren Realisierung in Formen wie Zitat, Anspielung usw. Die eigentliche Grundlage der Analyse wird dabei zweifelsohne der Vortext resp. der Prätext sein. In Anlehnung an FRANZKE (1994, 214) ist beim „Lied der Deutschen“ auch von einem Prägetext zu sprechen; dieser ist zu verstehen als ein Text, der nachfolgende initiiert und prägend gewirkt hat.

„Lied der Deutschen“

Es ist eine Besonderheit künstlerischer Texte, dass sie im Vergleich zu Sachtexten mehr Lesarten erlauben, sie sind ein offenes Rezeptionsangebot an den Leser und nicht so sehr eine bindende Vorschrift. Jede Lesart ist jedoch gebunden an den Text, er ist das Objektive einer jeden Interpretation.

Betrachtet man Lesarten und Rezeptionen des „Liedes der Deutschen“, besonders der ersten Strophe, so fällt allerdings eine außerordentliche Interpretationsvielfalt auf. Es sei hier lediglich eine Interpretation aus dem Jahre 1904 zitiert:

„Zu den schönsten Vaterlandsliedern gehören die von Hoffmann von Fallersleben. Als Student besuchte er Jakob Grimm, den Altmeister deutscher Sprache und Volksart, und sprach ihm seine Absicht aus, in Italien und Griechenland seine lateinischen und griechischen Sprachstudien fortzusetzen. ‚Liegt Ihnen Ihr Vaterland nicht näher?‘ meinte der deutsche Mann. Diese Frage schlug bei Hoffmann wie ein Blitz ein. Er widmete sich forthin dem Studium der deutschen Literatur. Zu Hoffmanns schönsten und bekanntesten Vaterlandsliedern gehört ‚Das Lied der Deutschen: Deutschland, Deutschland über alles!‘. ... Der rechte Deutsche liebt sein Vaterland über alles, ehrt das Weib, weilt gern in der Familie, übet die Treue gegen Fürst und Obrigkeit wie im Verkehr (sic! R. G.), begeistert sich an Wein und Lied zu edlen Taten, lebt nach Gesetz und Recht, strebt nach Befreiung von Knechtschaft, hält brüderlich mit den Stammesgenossen zusammen und verteidigt das Vaterland gegen alle Feinde.“
(POLLACK 1904, zit. bei SCHMIDT 1982, 641 ff.)

Auch wenn heute nur die dritte Strophe des Gedichtes als Nationalhymne gesungen wird, müssen die beiden ersten Strophen in die Betrachtung einbezogen werden, um intertextuelle Bezüge zwischen den Texten aufzudecken. Wir werden demnach im Folgenden, als Grundlage für die intertextuelle Betrachtung, das „Lied der Deutschen“ ansatzweise interpretieren. Dabei folgen wir im Wesentlichen den Arbeitsschritten einer stilistischen Interpretation, versuchen aber gleichzeitig, mit den Beschreibungsebenen des Textmusters zu arbeiten. Dies dient dem Ziel, letztendlich intertextuelle Bezüge auf den unterschiedlichen Textmuster-Beschreibungsebenen nachzuweisen.

Das Gedicht ist im regelmäßigen Rhythmus geschrieben und hat alternierende Kadenz (männlich-weiblich). Durch die Trochäen erhält es Volksliedcharakter, wird also singbar. Dies korreliert mit dem Titel „Lied der Deutschen“. Thema des Gedichtes ist die Beschreibung Deutschlands, und zwar eines erst zu schaffenden Deutschlands. Hoffmann von Fallersleben beschreibt seine Vision von Deutschland.

In der ersten (und am häufigsten [fehl-]interpretierten) Strophe wird vor allem der Gedanke der Einheit Deutschlands ausgeführt. Dabei bezieht sich der Dichter auf die Grenzen des Deutschen Bundes: Maas, Memel, Etsch und Belt. Eingeschlossen wird die Strophe durch *Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt*.

In der zweiten Strophe werden deutsche Traditionen bzw. Tugenden angepriesen in Form einer Viererfigur: Frauen, Treue, Wein und Gesang. Hoffmann von Fallersleben beruft sich dabei auf den bereits bei Luther angepriesenen Tugendkatalog von Wein, Weib und Gesang.

Die dritte Strophe schließlich drückt am ehesten das Visionäre des Liedes aus, indem sie Ziele nennt und *expressis verbis* als solche ausweist.

Diese knappe, vor allem propositionale Momente beschreibende Analyse soll jetzt ergänzt werden durch eine Untersuchung der dominierenden Illokutionen des Textes. Zweifelsohne ist in der zweiten Strophe das PREISEN der deutschen Tugenden dominant, in der dritten Strophe das AUFFORDERN. Auf die konkreten sprachlichen Mittel wird noch einzugehen sein.

Auf die erste Strophe soll und muss gerade wegen der unterschiedlichen historischen Lesarten genauer eingegangen werden. Dazu müssen bereits an dieser Stelle sowohl die sprachliche Oberfläche als auch der institutionelle Rahmen des Gedichtes betrachtet werden. Als das Gedicht geschrieben wurde, also 1842, fehlte der Zusammenhalt, die Einigung Deutschlands war Desiderat. Dieser Zusammenhalt wird jedoch als die Voraussetzung für *Deutschland, Deutschland über alles ...* gesehen, gleich ob man den mit *wenn* eingeleiteten Nebensatz als temporal oder konditional bestimmt. Die zur vieldeutigen Interpretation führende Leerstelle liegt jedoch in der einleitenden Ellipse, bei der das Verb fehlt. Damit liegen Leerstellen sowohl im Semantischen als auch im Grammatischen vor. Semantisch wären sie aufzufüllen u. a. mit *lieben, stellen*, aber auch *herrschen*. Die Unterschiede in der Interpretation werden hier schon

deutlich. Die Ellipse kann und muss aber auch grammatisch ergänzt werden durch: *Ich liebe/werde lieben/ sei geliebt*, also in dem Sinn, dass *Deutschland* Objekt ist. Es kann aber auch Subjekt eines vervollständigten Satzes werden: *Deutschland soll herrschen/Deutschland herrscht/ ist zu stellen*. Bei einer solchen Ergänzung wird die Subjektivität der ersten Ergänzungsvariante weitgehend zurückgenommen und es kommt zu dem in der nationalsozialistischen Lesart bekannt gewordenen (Absolutheits-)Anspruch eines Großdeutschlands.

Die jeweilige Auffüllung der Leerstellen und die Betrachtung des Entstehungskontextes bestimmt in der ersten Strophe letztendlich die rezipierte Illokution. Für das Jahr 1841 kann man als dominierende Illokution das AUFFORDERN annehmen, während des Nationalsozialismus jedoch das FESTSTELLEN und KONSTATIEREN eines Tatbestandes. Das Lied wurde bei der Rezeption aus seinem Entstehungskontext herausgerissen.

In einem dritten Schritt werden jetzt die stilistisch-formulativen Elemente der Hymne analysiert.

Die Verwendung des Gedichts als Nationalhymne, seine Thematik und Entstehungszeit lassen a priori expressiven Wortschatz erwarten. Diese Expressivität wird durch unterschiedliche sprachliche Mittel erzeugt. Interessant dabei ist, dass fast alle expressiv wirkenden Elemente typische Mittel eines rituellen Sprachgebrauchs sind. Hier wären zu nennen:

a) Wiederholungen:

Das Gedicht beginnt mit einer Wiederholung von *Deutschland*. Beim Dichter sind auch in anderen Gedichten solche wiederholten Nennungen zu finden, so z. B. *Deutschland, Deutschland, o heil'ger Name, o süßer Klang* und *Deutschland, Deutschland, heil deinem Namen*.

Die Wiederholung setzt sich fort in einer Anadiplose, in der *über alles* als letztes Glied einer metrischen Wortgruppe zu Beginn der nächsten metrischen Wortgruppe wieder aufgenommen wird (LAUSBERG 1990, 82).

Wiederholend ist auch in jeder Strophe der *Kyklos*, eine Einrahmung durch gleiche Wörter. Die drei Strophen haben jeweils den gleichen Anfang und das gleiche Ende.

Als letzte und m. E. für die Intertextualität besonders relevante Art der Wiederholung seien genannt die Häufung der Wörter *Deutschland* und *deutsch*. *Deutsch* wird im Gedicht elfmal verwendet, und zwar in der zweiten Strophe bei der Aufzählung des deutschen Tugendkatalogs in einem *Kyklos* und in der dritten Strophe nicht-kyklisch in der Verbindung *deutsches Vaterland, Deutschland* in der ersten Strophe viermal in eben dem genannten *Kyklos*. Das heißt, die Häufung von *deutsch* und *Deutschland* ist bedingt auch durch die ausschließliche Distribution der Wörter in den kyklischen Teilen des Gedichts und der Überschrift. Gerade dadurch aber wird *deutsch* fast zur Beschwörungsformel.

b) Zwillingsformeln:

Als spezifische Art der Phraseologismen sind Zwillingsformeln vor allem durch ihre Struktur charakterisiert. Häufig sind sie noch zusätzlich durch Assonanz (*Schutz und Trutze*) oder Alliteration (*Herz und Hand*) markiert. Solche Formeln sind in rituellen Texten aller Art anzutreffen.

c) Hochwertwörter:

Als Hochwertwörter sind Wörter zu verstehen, die allgemein positiv bewertet werden, in ihrer Bedeutung jedoch unterschiedlich auslegbar sind. Die dritte Strophe, also die heutige Nationalhymne, beginnt mit der polysyndetischen Reihe *Einigkeit und Recht und Freiheit*, mit drei klassischen Hochwertwörtern, die an die Ziele der Französischen Revolution angelehnt sind. Zur Entstehungszeit des Liedes hatten sie einen genau definierbaren Inhalt: erstrebt werden sollten die Einigkeit Deutschlands als Staat, das gleiche Recht für Bürger und Adlige und die Rede-, Presse- und Glaubensfreiheit. Ähnliche Forderungen begegnen übrigens auch in der Paulskirche-Verfassung. Gerade der vage Charakter der Wörter als Hochwertwörter ermöglichte den Mißbrauch des Liedes als Hymne eines Großdeutschlands.

Im Zusammenhang mit dem Status eines Wortes als Hochwertwort soll auch das Adjektiv *deutsch* betrachtet werden. MÜLLER (1989) verweist mit Recht darauf, dass *deutsch* um 1840 nicht nur Herkunftsadjektiv war, sondern auch Wertadjektiv und zitiert dazu den entsprechenden Eintrag im Grimm'schen Wörterbuch:

„*deutsch* bezeichnet das edle und treffliche; und diese Bedeutung wurzelt in der unauslöschlichen liebe der deutschen zu ihrem vaterland und in dem gefühl von dem geist, der es belebt. ein *deutscher mann* ist ein tüchtiger, redlicher, tapferer, *deutsche treue* soll nie gebrochen werden, ein *deutsches gemüt* ist ein stolzes, wahrhaftes“ (zit. bei MÜLLER a.a.O.).

Diese Polysemie von *deutsch* lässt dann auch Interpretationen wie die oben angeführte vom „Charakter eines echten Deutschen“ zu. Auch dadurch und durch die Eigenschaft von *Einigkeit*, *Recht* und *Freiheit* als Hochwertwörter wird eine Vielfalt von Lesarten des Gedichts gefördert.

In einem nächsten Schritt sollen die morphologischen stilistischen Mittel des Gedichtes analysiert werden. Das Gedicht besteht aus 117 Wörtern, davon sind, bedingt durch Ellipse und eine Vielzahl von Aufzählungen, neben 26 Substantiven lediglich 7 Verben. In der ersten Strophe steht nur das Verb *zusammenhält*, also ein Verb im Indikativ, allerdings in einem Konditionalsatz. In der zweiten Strophe finden sich die Verben *sollen behalten ... und ... begeistern*, d. h. eine Kombination von Voll- und Modalverb. Damit ist neben der oben genannten dominierenden Illokution des PREISENS auch die Illokution AUFFORDERN realisiert. In der dritten Strophe schließlich sind an verbalen Konstruktionen zu finden: ein Adhortativ *laßt uns streben*, ein Indikativ *sind* und die wiederholten Imperative *blüh'*, *blühe*.

Diese Konstatierung sprachlicher Mittel soll jetzt Ansatzpunkt für die Darstellung der intertextuellen Bezüge sein.

„Auferstanden aus Ruinen“

„Als charakteristisch für Prägetexte kann angesehen werden, daß sie bei Veränderungen einer konkret-historischen Situation, der jeweils ein bestimmtes Bedingungsgefüge politischen Handelns ... entspricht, neue Akzente im politischen Orientierungsrahmen setzen. In ihnen können aber auch alte politische Handlungsorientierungen angesichts veränderter Handlungsbedingungen im Interesse einer sozialen Gruppe bekräftigt und verteidigt werden. Texte, die dem Bedürfnis nach Handlungsorientierungen entsprechen und zudem soziale Interessen prononciert artikulieren, werden im politischen Diskurs bevorzugt aus dem Reservoir von Vortexten wiederaufgenommen. ... Als Indiz dafür, daß ein Prägetext vorliegt, kann gelten, daß dieser auch im Diskurs anderer politischer Interessengruppen eine erhöhte Aufmerksamkeit findet und er im Zuge der Abgrenzung gegenüber anderen politischen Interessengruppen und anderen Diskursen direkt oder indirekt distanzierend oder ablehnend wiederaufgenommen wird.“ (FRANZKE 1994, 215)

Als Becher 1949 „Auferstanden aus Ruinen“ schrieb, war den Bürgern der neu gegründeten Deutschen Demokratischen Republik der Text der alten Nationalhymne noch bekannt, sie wussten auch um den Missbrauch dieses Liedes durch den Nationalsozialismus. Andererseits waren ihnen die Gründungsmythen ihres neuen Staates vertraut. Und genau da sind zwei Ausprägungen von Intertextualität in der Becher'schen Hymne zu suchen, nämlich in der Auseinandersetzung mit der alten Hymne und der Bejahung der neuen Weltanschauung. Wir setzen also zweierlei Arten intertextueller Bezüge voraus, zum einen die Wiederaufnahme und zum anderen die Entgegensetzung. Es sollen im Folgenden diese beiden Arten intertextueller Bezüge exemplarisch aufgelistet und kommentiert werden.

a) Wiederaufnahme:

Auferstanden aus Ruinen – Am 19. 7. 1945 hielt Pieck in Berlin eine Rede, in der er u. a. sagte: „Städte und Menschen wurden zu Ruinen. ... Wir müssen neues Leben aus den Ruinen von Städten und Menschen entstehen lassen“. Dieser intertextuelle Bezug ist aber auch im Zusammenhang zu sehen mit der generellen Verwendung religiöser Metaphorik in Texten der KPD/SED nach 1945 und in den ersten Jahren der DDR.

b) Entgegensetzung:

Laßt uns pflügen, laßt uns bauen, lernt und schafft ... – Diese Passage steht m. E. im Gegensatz zum alten Tugendkatalog *Deutsche Frauen, deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang*.

„Kinderhymne“

Die „Kinderhymne“ ist das schlichteste und einfachste der drei Gedichte. Schon in der Architektur – vier Strophen mit je vier Versen – zeigt sich der Volksliedcharakter.

Im Gedichttitel wird bereits deutlich, wen Brecht als primäre Rezipienten seines Liedes sehen will, nämlich die Kinder als die Generation, die ein friedliches Deutschland schaffen könnte. Er geht einen Schritt weiter als Becher, er spricht die Kinder an, während Becher in der dritten Strophe von „Auferstanden aus Ruinen“ schreibt: *Deutsche Jugend, bestes Streben unsres Volks in dir vereint, wirst du Deutschlands neues Leben....*

Man kann annehmen, dass die meisten seiner jungen Rezipienten aber auch die alte Nationalhymne kannten. Ihnen musste klar gemacht werden, dass die darin dargestellte Haltung zu Deutschland in der Nachkriegszeit nicht mehr zeitgemäß ist. Das heißt, Brecht musste sich im Gedicht mit der Ideologie des „Liedes der Deutschen“ auseinandersetzen und gleichzeitig seine Auffassung von einem neuen zeitgemäßen Patriotismus darstellen. Gedichte sind aber keine Texte, in denen explizit erörtert wird. Die Auseinandersetzung erfolgt deshalb primär über intertextuelle Verfahren des Entgegensetzens. Diese sind in der „Kinderhymne“ besonders häufig.

Als solche sprachlichen Mittel der Entgegensetzung sind enthalten:

1. *Anmut sparet nicht noch Mühe, Leidenschaft nicht noch Verstand.* Diese Viererfigur nennt den neuen Tugendkatalog, diesmal – wie auch bei Becher – nicht konstatierend, also als etwas Bestehendes, sondern, durch den Imperativ verdeutlicht, als etwas, was es zu schaffen gilt.
2. Auffallend ist vor allem die Verwendung des Wortes *deutsch/Deutschland*. Während es bei Hoffmann von Fallersleben 15-mal vorkam, bei Becher sechsmal, verwendet Brecht lediglich einmal *Deutschland*, und das in der Kollokation *ein gutes Deutschland blühe wie ein andres gutes Land*. Deutschland wird bei Brecht also nicht so sehr anderen Völkern gegenüber hervorgehoben, sondern bewusst in den Kontext der anderen Völker gestellt.
3. Die dritte Strophe des Gedichts ist insgesamt eine Entgegensetzung zum alten „Deutschlandlied“, indem sie dieses korrigiert, und zwar sowohl in Bezug auf die fehlinterpretierbaren ersten Verse als auch auf die neuen Grenzen, die als Ergebnis des Zweiten Weltkrieges entstanden waren.

Drei Lieder über Deutschland – dreimal lyrischer Ausdruck von patriotischen Vorstellungen über Deutschland, jeweils entstanden in einer konkreten historischen Situation und nur aus ihr heraus interpretierbar. Eine Loslösung der Gedichte aus ihrem Entstehungskontext führt, wie die Rezeptionsgeschichte zeigt, zu einer Fehlinterpretation oder zu Verboten der Lieder. So schrieb denn auch der Lyriker Bernd Jentzsch 1978 sein „Verbotenes Lied“ montiert aus fünf Zitaten aus diesen drei Liedern:

O Vaterland, o Vaterland.
Laßt uns dir zum Guten dienen,
Einigkeit und Recht und Freiheit.
Brüderlich mit Herz und Hand.
Und das liebste mag uns scheinen,
So wie andern Völkern theirs.
Und der Zukunft zugewandt.

Aufgaben:

- ⇒ 1. Untersuchen Sie die Komposition der Becher'schen Hymne und vergleichen Sie sie mit dem „Lied der Deutschen“.
- ⇒ 2. Vergleichen Sie die Metaphorik der beiden Gedichte.
- ⇒ 3. Nennen Sie aus dem Becher'schen Gedicht weitere Beispiele für biblische Topoi.
- ⇒ 4. Welche Hochwertwörter werden bei Becher verwendet, wie nimmt er die Hochwertwörter Hoffmann von Fallerslebens auf?
- ⇒ 5. Nennen Sie weitere sprachliche Mittel des intertextuellen Bezuges zum „Lied der Deutschen“.
- ⇒ 6. Untersuchen Sie die „Kinderhymne“ Brechts unter dem Aspekt intertextueller Bezüge zum Becher'schen Gedicht.
- ⇒ 7. Welche Funktionen haben die zahlreichen Vergleiche im Gedicht?
- ⇒ 8. In den „Flüchtlingsgesprächen“ schreibt Brecht:
„Es heißt, man liebt das, für das man Schweiß vergossen hat. Das wäre eine Erklärung für eine Erscheinung wie die Vaterlandsliebe“.
Wie wird dieser Gedanke im Gedicht ausgedrückt?